



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Sozialer Aufstieg bei türkischen MigrantInnen

im Verlauf von drei Generationen

Eine Fallstudie

verfasst von / submitted by

Dilara Gündüz, BA

angestrebter akademischer Grad /

in partial fulfillment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna, 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph
Reinprecht

Eigenständigkeitserklärung

Hiermit gebe ich die Versicherung ab, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten und nicht veröffentlichten Publikationen entnommen sind, sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form weder im In- noch im Ausland (einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Einst kamst du,
allein -
in ein fremdes Land.
Fremd in der Sprache,
Kultur und auch Religion.
Fremd in all' dem,
was dich ausmachte.
Fremd in all' dem,
wofür dein Herz lachte.

Und nun steh' ich hier,
ein Stück von dir
immer in mir
und
nenne die Fremde
jetzt Heimat,
bin ein Teil von ihr.
Die Fremde,
die dich einst verschluckte,
brachte mich hervor -
gab mir Stift und Papier.
Drehte und wendete.
Verschlug mich
mal dahin,
mal dorthin.
Doch wohin
ich mich auch wendete -
war mein Herz
immer bei dir.
Möchte mich erinnern
an meine Wurzeln
Erinnerungen -
an dich.
Reiche meine Hand aus -
möchte teilen
mein Glück und
auch Bedenken
doch wo,
wo sind deine Hände?

Danksagung

Meine Oma ist Analphabetin und ich soll nun Soziologin sein? Der Weg von der Gastarbeit an die Universität. Ich hatte so viele Gedanken und Empfindungen und weiß gar nicht, wohin mit all meinen Worten.

Heute habe ich einen meiner wichtigsten Meilensteine in meiner Bildungslaufbahn und in meinem Leben – nach 19 Jahren – erreicht. Ich war in einem Kindergarten und in einer Volksschule mit einem hohen Anteil an Kindern mit Wurzeln aus dem Ausland und eine der wenigen, die „Deutsch konnte“ – doch mein Deutsch war im Vergleich zu den Muttersprachlern ein Witz. Später kam ich ans Gymnasium, war in der Unterstufe noch fleißig und in der Oberstufe recht faul. Ich musste wiederholen, habe aber dennoch weiter gemacht. Mein Ziel war es, meine Matura zu schaffen – an ein Studium habe ich gar nicht gedacht. Ich habe gelernt, dass ich am besten nur den nächsten Schritt plane und nicht allzu vorausschauend denke. Nach der Matura habe ich mich für die Soziologie entschieden. Im Bachelor war ich nicht sonderlich inspiriert, doch dann kam es zu einem Gespräch mit einem Abi, der mit seinen Worten meinen Weg formte und mich inspirierte.

„Dilara, wieso muss man in unseren Kulturkreisen eigentlich Medizin, Jus, Wirtschaft oder Architektur studieren? Sollten wir nicht überall repräsentiert sein? In der Wissenschaft zum Beispiel? Mach den Master und gehe, soweit Dich der Weg führt.“ Er hatte Recht, ich hatte kaum Vorbilder in den Sozialwissenschaften, die meiner Lebens- und Familiengeschichte nahe kamen. Ich gebe heute meine Masterarbeit ab. Ich habe mich für meinen eigenen Weg entschieden. Ich möchte forschen, lernen und lehren; den Weg nicht nur für mich ebnen, sondern auch für andere – und sie auch repräsentieren. Am meisten möchte ich aber meinen Eltern, meiner Familie und insbesondere meinem Großvater gerecht werden. Ihm widme ich auch diese Arbeit.

Wir stehen alle vor Hürden, wir tragen alle Lasten und setzen uns zugleich unter Druck. Der Weg, den wir gehen müssen und möchten, ist nicht immer leicht und meist voller Hürden; Hürden, die wir mit unserem Willen, unserem Glauben und mit Wissen bewältigen können. Diese Worte sind ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich bin dankbar, dass ich diesen Weg gehen konnte und dankbar, dass ich ihn mit meinen Liebsten teilen konnte. Danke!

Ein großes Dankeschön gilt auch meinem Betreuer, Herrn Christoph Reinprecht, der mich während des Verfassens dieser Arbeit sehr gut betreut, motiviert und aufgebaut hat. Danke für Ihre Expertise, Zeit und Geduld mit mir.

Abstract

Im Fokus der vorliegenden Masterarbeit stand das Thema des sozialen Aufstiegs bei türkischen MigrantInnen im Verlauf von drei Generationen. Mithilfe einer Fallstudie wurden hierbei die letzten 50 Jahre, beginnend mit der Gastarbeiter-Bewegung, näher betrachtet. Vor allem die Veränderungen, welche migrationsbedingt stattgefunden haben, und ihre Auswirkungen auf die innerfamiliären und intergenerationalen Beziehungen waren von besonderem Interesse. Mit narrativen und Leitfadeninterviews wurde versucht sowohl die individuellen als auch die intergenerationalen Verläufe darzustellen. Die qualitative Inhaltsanalyse wurde hierbei als Auswertungsmethode herangezogen, mit welcher auch das breite Interviewmaterial überarbeitet wurde. Die relevantesten Interviewstellen wurden folglich detailliert dargestellt, woraufhin eine Diskussion dieser, im Hinblick auf die Theorie, stattfand.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	8
1.1	Anmerkung zur Begriffsverwendung	11
1.2	Geschichtliche Einleitung in die türkische Migration.....	13
2	Theoretische Einbettung	15
2.1	Migration, Integration und die Familie im Migrationskontext.....	15
2.2	Herkunftsland bzw. Kontext.....	21
2.3	Generationsbeziehungen und Alter	23
2.4	Intergenerationale Transmission.....	27
2.5	Bildung	32
2.6	Sprache	35
2.7	Identität.....	41
3	Methodologische Vorgehensweise	45
3.1	Erhebungsmethode	45
3.1.1	Das narrative Interview	45
3.1.2	Leitfadeninterview	48
3.1.3	Kombination der Methoden	49
3.1.4	Eine Fallstudie.....	50
3.1.5	Feldzugang und Sampling.....	54
3.1.6	Der Forschungsprozess	55
3.2	Auswertungsmethode	62
3.2.1	Der Übersetzungsschritt	62
3.2.2	Qualitative Inhaltsanalyse	68
4	Darstellung der Ergebnisse	75
4.1	„Ikinci Heimat“	75
4.2	Zugehörigkeit.....	80
4.3	Anpassung – „Es müssen 100 Jahre vergehen“	86
4.4	Integration.....	87
4.5	Sprachverwendung	91
4.6	„Bir lisan, bir insan. İki lisan, iki insan.“ – „Eine Sprache, ein Mensch. Zwei Sprachen, zwei Menschen.“	93
4.7	Veränderungen/Entwicklungen im Verlauf der Generationen	96
4.8	Wertweitergabe – „Brücke zwischen zwei Generationen“	97
4.9	Werteübernahme – Kombination der Werte.....	99
4.10	Dankbarkeit	100
4.11	Migration aus der Sicht des zurückgelassenen Kindes.....	102

4.12	„Man bleibt unter sich“ – Migrationserfahrung verbindet	104
4.13	Erfahrungen und Möglichkeiten	106
4.14	Zugang zu Bildung	109
4.15	Fleiß	113
4.16	Repräsentation	115
4.17	Erwartungen.....	116
4.18	Veränderungen der Familie	118
4.19	Rassismus – Medien – Politik	120
4.20	Entscheidungen.....	125
4.21	Endlose Rückkehr.....	126
4.22	Religion und Vielfalt	127
4.23	Beziehung zwischen den Generationen	128
4.24	Beobachtung als Lehrer und Probleme in der Erziehung und Gesellschaft	131
4.25	Veränderungen im Verlauf der Generationen	134
5	Diskussion der Ergebnisse.....	136
6	Fazit und Ausblick	145
7	Literaturverzeichnis	148

1 Einleitung

„In den öffentlichen Diskursen wird die Zuwanderung zunehmend unter dem Aspekt kultureller Konflikte thematisiert und besonders muslimische MigrantInnen stehen im Blickfeld normativer Integrationsdiskurse“ (Weiss et al. 2014, S. 11). Überwiegend finden negative Diskussionen über Themen wie Migration und Integration in den Medien, in der Politik und der Gesellschaft ihren Platz. Dabei werden diese Themen oft vereinfacht dargestellt oder aus ihrem Kontext gerissen, wobei sie vielschichtig und komplex aufgebaut sind. Aus diesem Grund wird die folgende Arbeit einen tieferen Blick in dieses Themengebiet werfen und sowohl auf die umstrittenen Problemfelder als auch auf mögliche Erweiterungen und Zukunftschancen hinweisen. Des Weiteren soll, entgegen gängiger Vorstellungen über die Migration, die Darstellung einer positiven und gelungenen Migration angestrebt werden.

Durch das Arbeiten mit Personen, die eine Migrationsgeschichte haben und über 50 Jahre in Österreich leben, soll die Chance ermöglicht werden, über ihre eigenen Sicht- und Denkweisen wie auch Lebensverhältnisse zu berichten. Mit der autonomen Stimmgebung können vor allem soziale Prozesse offengelegt werden, welche für außenstehende Personen kaum ersichtlich sind. Dementsprechend geben die MigrantInnen der Migration selbst ein Gesicht, welches die letzten 50 Jahre abbildet und zeigt, mit welchen Problemen und Hindernissen diese Personen im Laufe der Zeit konfrontiert wurden und noch werden.

Insbesondere sind auch die gesellschaftlichen, sozioökonomischen und politischen Veränderungen und Entwicklungen, welche mit der Migration und Integration einhergehen, von großem Interesse. Auch stets aktuelle Themen wie die Diskriminierung und der Rassismus sollen in diesem Rahmen thematisiert werden. Zudem können durch die Auseinandersetzung mit der Perspektive der MigrantInnen auch Problemfelder aufgedeckt werden, welche der erfolgreichen Integration oft im Weg zu stehen scheinen. Dabei wird der Begriff *Integration* als vielschichtig betrachtet. In der vorliegenden Arbeit wird die *Integration* als ein sozialer Prozess aufgefasst, welcher als Begegnungsmoment zwischen der Mehrheitsgesellschaft und Minderheitsgesellschaft fungiert. Um die Thematik und damit verbundene Veränderungen nachvollziehen zu können, soll im folgenden Abschnitt der Begriff *Migration* kurz umrissen werden.

Die Migration ist ein internationales und soziales Phänomen sowie ein wichtiger Bestandteil der Globalisierung. Sie gilt jedoch nicht als neu, da viele europäische Länder, wie auch Österreich, historisch von Migration geprägt sind. Obwohl die Migration als ein internationales Phä-

nomen und Österreich gleichfalls als Einwanderungsland angesehen wird, fehlen oft der richtige Umgang und eine tiefere Auseinandersetzung mit diesem Thema. Häufig wird Migration zu einseitig dargestellt und auf ihre Auswirkungen auf das Einwanderungsland reduziert.

Aus diesem Grund befasst sich diese Arbeit vor allem mit der Erfahrungsebene der MigrantInnen. Ein besonderer Fokus soll hierbei auf die türkische Migration, beginnend mit den Anwerbeabkommen in den 1960er Jahren, gelegt werden. Die Gastarbeitermigration, deren gesellschaftliche Auswirkungen sich über Jahrzehnte erstreckt, wurde zu einer prägenden Geschichte Österreichs und vieler ÖsterreicherInnen mit Migrationshintergrund. Beispielsweise waren im Jahr 2015 15 % der Personen mit Migrationshintergrund türkisch-stämmig (Statistik Austria 2015). Diese Zahl veranschaulicht den Anteil und damit auch die statistische Relevanz der Personen mit türkischem Migrationshintergrund in der österreichischen Gesellschaft. Die Geschichte der türkischen Migration erstreckt sich über Generationen, wirft stets neue Fragen auf und stellt die Gesellschaft immer wieder vor neuen Hürden. Die deutsch-türkische Journalistin und Autorin Kübra Gümüşay beschreibt das Leben als Person mit Migrationsgeschichte folgendermaßen:

„Sie waren mit dem Mantra aufgewachsen, dass sie sich doppelt so sehr anstrengen müssten wie die anderen, um erfolgreich zu sein. Sie waren dazu erzogen worden, sich unbemerkt und leise durch Ungerechtigkeiten und Widerstände zu navigieren, keine Ansprüche zu erheben – schließlich waren sie immer noch die Töchter der Gäste. Der Familien, die auf gepackten Koffern saßen, deren Kinder übersetzten“
(Gümüşay 2020, S. 70).

Hierbei wirft das Thema Migration unter anderem Fragen der sozialen Ungleichheit und des ungleichen Zugangs zu Institutionen wie beispielsweise Bildung auf. Daher wird sich das Forschungsprojekt mit dem Leben der MigrantInnen und den Entwicklungen in der generationalen Abfolge befassen. Besonders das Thema des sozialen Aufstiegs und die damit verbundenen Veränderungen und intergenerationalen Transmissionsprozesse stehen im Vordergrund. Eine qualitative Ausarbeitung der Fragestellung soll zu einem besseren Verständnis auf der Mikroebene führen.

Mithilfe einer Fallstudie soll der zeitliche Verlauf abgebildet werden. Der Grund für den Fokus auf drei Generationen ist, dass dadurch die Entwicklungen bzw. Auswirkungen eines sozialen Aufstiegs über einen längeren Zeitraum deutlich nachvollzogen werden können. Die intergenerationalen Verläufe werden hierbei mithilfe von narrativen Interviews und Leitfadenterviews erhoben. Beide methodischen Hilfsmittel streben eine offene und/oder gelenkte Erzählform an

und eigenen sich daher in besonderer Weise. Eine Einstiegssequenz leitet in das Gespräch ein und bildet die Basis für Themen wie die Migration, Familie und intergenerationale Beziehungen.

Aus der Sicht der türkischen MigrantInnen besteht ein großer Bedarf, über migrationsspezifische Themen – vor allem bezogen auf den sozialen Aufstieg – zu sprechen. Diese Feststellung basiert auf persönlichen Beobachtungen und Recherchen und sie verdeutlicht zudem, dass es allgemein von Interesse ist, intergenerationale Veränderungen zu behandeln. Mithilfe von narrativen Interviews sollen die Erfahrungen, Veränderungen, Erfolge und Hürden von türkischen Migrantinnen und die jeweiligen Ansprüche an sich selbst thematisiert werden. Anhand von BildungsaufsteigerInnen soll gezeigt werden, dass der soziale Aufstieg (z. B. Anerkennung in der Gesellschaft, Zugang zum Bildungssystem usw.) nur mit viel Arbeit und Ausdauer möglich werden kann. Es wurden in diesem Kontext folgende Forschungsfragen formuliert:

Welche Faktoren, Erfahrungen und Entscheidungen führen zu einem sozialen Aufstieg und welche positiven/negativen Auswirkungen hat dieser (im Verlauf der nachfolgenden Generationen)?

Wie wirkt sich der soziale Aufstieg auf die intergenerationalen Familienbeziehungen aus?

Durch diese Fragestellungen soll ersichtlich werden, dass Entscheidungen von Personen der ersten Generation Konsequenzen für die nachfolgenden Generationen haben, wobei intergenerationale Prozesse und Zusammenhänge von besonderem Interesse sind.

Im Anschluss wird in die Geschichte der türkischen Migration eingeführt. Danach wird die Theorie behandelt. Von Interesse sind hier unter anderem Themen wie Migration, Integration, die Familie im Migrationskontext, intergenerationale Transmissionen sowie Sprache und Bildung. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem methodischen Vorgehen, bevor die Ergebnisse im Einzelnen dargestellt werden. Zuletzt werden die Theorien und die erhobenen Daten im Diskussionsteil zusammengeführt, um im Fazit abschließend auf die Forschungsfragen einzugehen.

1.1 Anmerkung zur Begriffsverwendung

Mit türkischem Migrationshintergrund, mit türkischen Wurzeln oder *mit Zuwanderungsgeschichte* – das sind einige Bezeichnungen, welche einer bestimmten Gruppe von Individuen zugeschrieben werden. Diese gängigen Definitionen finden im Rahmen unterschiedlicher Diskurse Verwendung, hierbei fehlt jedoch eine nähere und tiefere Auseinandersetzung. In dieser Masterarbeit ist die Definition *mit Migrationshintergrund* gewählt worden und dient an mehreren Stellen als Definition. Es werden diesbezüglich einige wichtige Aspekte angeführt und kritisch betrachtet.

Demnach werden mit der Beschreibung *mit Migrationshintergrund* alle Personen bezeichnet, deren beide Elternteile im Ausland geboren wurden. Diese Bezeichnung lässt in weiterer Folge zwischen MigrantInnen der ersten Generation (Personen, die selbst im Ausland geboren wurden und migriert sind) und ZuwanderInnen der zweiten Generation (Kinder von zugewanderten Personen, die aber selbst im Inland geboren wurden) unterscheiden (vgl. UNECE 2015, S. 136). Statistik Austria definiert diesen Begriff hierbei folgendermaßen: „Migrationshintergrund haben jene Personen, deren Eltern beide im Ausland geboren wurden. Personen mit nur einem in Österreich geborenen Elternteil haben dieser Definition folgend keinen Migrationshintergrund. Für die Zuordnung des Herkunftslandes ist das Geburtsland der Mutter ausschlaggebend“ (Statistik Austria 2015).

Nach den erhobenen Daten der Statistik Austria zählten im Jahr 2015 16 % der österreichischen Bevölkerung zur ersten Migrationsgeneration. 6 % der Bevölkerung zählten zur zweiten Migrationsgeneration und weitere 7 % wiesen einen gemischten Migrationshintergrund auf. Folglich besaß ca. ein Drittel der österreichischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund, wobei die dritte Migrationsgeneration nicht abgebildet und erfasst wurde.

Auch wenn die Bezeichnung *mit Migrationshintergrund* eine positive Entwicklung und eine Distanzierung von Begrifflichkeiten wie *Ausländer* bedeutet, sollte diese kritisch betrachtet werden, da auch sie als ausgrenzend oder diskriminierend aufgefasst werden kann. Zudem haben, wie bereits genannt, ca. 30 % der österreichischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund (in der ersten und zweiten Generation). Im Hinblick auf die folgenden Generationen stellt sich die Frage, ab welchem ‚Migrationsgrad‘ eine Person den Migrationshintergrund ablegen kann. Der Fokus wird hier auf Personen aus drei Generationen gelegt, wobei die älteste Kohorte seit 50 Jahren in Österreich lebt. Die Angehörigen der jüngsten Generation wurden demgegenüber in Österreich geboren.

Es stellt sich die Frage nach einer passenden Definition, wobei die der *United Nations Economic Commission for Europe* (UNECE) nicht gänzlich übernommen werden kann. Dies wird damit begründet, dass dort die Generationsverläufe der türkischen Migration (Zuzug der GastarbeiterInnen) nicht beschrieben werden. Wird das Geburtsland der Mutter als bestimmendes Merkmal herangezogen, leben ca. 272.000 Menschen mit türkischem Migrationshintergrund in Österreich. Je nach Bestimmungsmerkmal – wie Staatsbürgerschaft, Geburtsland, Muttersprache oder Herkunft der Eltern – ergeben sich unterschiedliche Konstellationen, welche das Arbeiten mit der Definition *mit Migrationshintergrund* zusätzlich erschweren (vgl. Addendum 2018). Trotz dieser Erkenntnisse findet diese Definition in der Arbeit Verwendung. Eine inklusivere und erweiterte Bezeichnung wäre dennoch wünschenswert.

1.2 Geschichtliche Einleitung in die türkische Migration

Um die türkische Arbeitsmigration nach Österreich beschreiben zu können, muss zunächst die binnenländische Migration in der Türkei dargestellt werden. Mit der zunehmenden Urbanisierung in den 1950er Jahren entwickelte sich in der Türkei eine Arbeitskräftemobilität. Die Arbeitskräfte wanderten aus den östlichen Gebieten in die westlichen Städte, die entwickelter/urbaner waren und weitaus und mehr Arbeitsplätze anboten. Viele ArbeiterInnen sahen die Migration in die nächstgelegene Stadt als die beste Option an. Provinzhauptstädte dienten als Zwischenstopp auf dem Weg in die Großstädte (wie z. B. Istanbul, Ankara und Izmir) (vgl. Özer 2010, S. 39). Der Plan war es, erst in den Kleinstädten und später in den Großstädten nach Arbeitsplätzen zu suchen, um dort ein lebenswertes Leben führen zu können. Nachdem jedoch in den 1960er Jahren Anwerbeabkommen mit europäischen Ländern unterzeichnet wurden, wollten viele türkische Arbeitssuchende diese Chance ergreifen. Viele bewarben sich so um Arbeitsstellen in der Fremde, in der Hoffnung im Ausland schnell Geld zu verdienen und anzusparen, um letztlich wieder in die Heimat zurückzukehren. Hierbei stellten bei der türkischen Arbeitsmigration Faktoren wie die (ländliche) Herkunft oder die geringe Qualifikation der ArbeitsmigrantInnen ausschlaggebende Gründe dar. Im Jahr 1961 erhielten die türkischen StaatsbürgerInnen das Recht auf freie Ein- und Ausreise in europäischen Ländern. Im Jahr 1964 unterzeichneten Österreich und die Türkei ein Anwerbeabkommen. Danach setzte die Arbeitsmigration der türkischen StaatsbürgerInnen nach Westeuropa ein (vgl. Özer 2010, S. 41).

Zugleich begann die Bundeswirtschaftskammer sofort mit der Anwerbung von türkischen GastarbeiterInnen. Der türkische Staat hatte ebenfalls großes Interesse an der Anwerbung, denn mit dieser Entwicklung sollte die wirtschaftliche Situation in der Türkei aufgelockert werden, da viele Arbeitssuchende zuvor in die Großstädte einwandert waren und es so zu Engpässen in Bezug auf Arbeitsstellen kam. In der ersten Zuwanderungsphase migrierten viele junge Personen als ArbeiterInnen nach Österreich. Die ArbeitsmigrantInnen wurden überwiegend für unterbezahlte und unqualifizierte Arbeiten, auch bekannt als *dirty jobs*, eingesetzt. Vor allem ArbeiterInnen aus bäuerlichen Verhältnissen und mit einem niedrigen Bildungsstatus sind in dieser Zeit nach Österreich gekommen. Die ArbeitsmigrantInnen, die einen höheren Bildungsstatus hatten, wanderten überwiegend in die Bundesrepublik Deutschland aus, da im Vergleich die Lohnverhältnisse dort besser waren (vgl. Özer 2010, S. 42). Der Großteil der türkischen ArbeitsmigrantInnen wanderte in den 1960er Jahren mit einem Touristenvisum oder durch die Vermittlung von Verwandten bzw. Bekannten nach Österreich ein (vgl. Weigl 2009, S. 38 f.).

„Der Anwerbestopp, welcher 1973 erfolgte, brachte Änderungen im Migrationsmuster mit sich. So verstärkte sich innerhalb der folgenden Jahre der Familiennachzug. In den Jahren von 1974 bis 1978 beschränkte sich die Zuwanderung vor allem auf Frauen und Kinder, wobei 1978 ein Höhepunkt erreicht wurde“ (Özer 2010, S. 43). Des Weiteren motivierten die Militärputsche von 1971 und 1980 in der Türkei viele türkische StaatsbürgerInnen dazu, aus politischen Gründen nach Österreich auszuwandern. Die Neuzuwanderungen der türkischen StaatsbürgerInnen waren in den folgenden Jahren fast ausschließlich durch den Familiennachzug möglich. Eine von der Regierung beschlossene Quotenregelung hatte längere Warteintervalle beim Familiennachzug zur Folge. Das EG-Assoziationsabkommen zwischen Österreich und der Türkei, welches nach dem EU-Beitritt Österreichs (1995) erfolgte, brachte für die türkischen MigrantInnen grundlegende Verbesserungen sowohl im arbeitsrechtlichen als auch im soziopolitischen Bereich mit sich (vgl. Özer 2010, S. 43).

Nach der Einwanderung wurden eigene Wohnungen bezogen. Meist waren es günstige Liegenschaften in Gegenden, in denen überwiegend GastarbeiterInnen lebten. Viele von ihnen hatten vor, nur eine kurze Zeitspanne in Österreich bzw. in Europa zu arbeiten und wieder in die Türkei zurückzukehren. Letztlich blieben viele Familien, motiviert durch den Familiennachzug, längerfristig in Österreich, da ihre Kinder in Österreich die Schule besuchten und die Rückkehr so immer weiter verschoben wurde (vgl. Herburger 2010, S. 60ff.). Der Rückkehrwunsch geriet im Alltag in Vergessenheit, sodass heute bereits drei Generationen in Österreich leben. Der Wunsch nach Rückkehr besteht nur noch teilweise und bezieht sich dann meist darauf, das Rentenalter bzw. den Lebensabend in der ‚alten Heimat‘ zu verbringen. Aus einer theoretischen Perspektive werden im Folgenden Veränderungen thematisiert, mit denen türkische Migrantenfamilien konfrontiert wurden und noch werden.

2 Theoretische Einbettung

2.1 Migration, Integration und die Familie im Migrationskontext

Die Migrationssoziologie fokussiert sich vor allem auf die Ursachen, die Beweggründe, die Begleitumstände und die gesellschaftlichen Folgen von Migration. Im Spezifischen befasst sich die Migrationsforschung nur mit der Richtung, der Zeit, den AkteurInnen und den Gründen für die Aus- bzw. Einwanderung. Daran schließt die Integrationsforschung an, welche sich vor allem mit den Folgen der Migration im Ziel- und Herkunftsland beschäftigt. Im Fokus der Integrationsforschung stehen insbesondere die Prozesse der Eingliederung von Zuwanderern und ihren Nachkommen. „Im Schnittfeld familien- und migrationssoziologischer Forschung sind zwei Perspektiven relevant; der Einfluss von Familie auf Migration und der Einfluss von Migration auf Familie“ (Baykara-Krumme 2015, S.710). Lange wurde die Familie zugunsten des Individuums vernachlässigt und wird nun verstärkt in der Migrationsforschung berücksichtigt, da familiäre Ereignisse und Prozesse beutend für die Migrationsentscheidungen und Integrationsverläufe sind (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 709 f.).

Die Migration wird als eine ökologische und sozial-kulturelle Grenzüberschreitung und als Kontextwechsel verstanden, als einflussreiches Ereignis, das vielfältige Umstrukturierungen und Veränderungen in der familiären Interaktion auslösen kann. Des Weiteren wird der Migrationsprozess auch als eine Verlagerung des Lebensmittelpunkts bzw. das Hinzufügen eines Lebensmittelpunkts definiert. Damit ist sie eine Form von Mobilität und geht auch darüber hinaus. Die Wanderung selbst bedeutet für viele MigrantInnen eine (temporäre) Trennung von Familienmitgliedern, die bei der Migrationsentscheidung antizipiert wird und Folgen für individuelle und familiäre Strukturen haben kann. Junge Erwachsene verlassen beispielsweise ihre Herkunftsfamilie, EhepartnerInnen und Kinder und sind räumlich von diesen getrennt. In der Forschung zur Arbeitsmigration nach Europa wurde der Trennung von Kindern und Eltern(teilen) nur eine marginale Rolle beigemessen, da diese überwiegend als Arbeitsmigration von Männern wahrgenommen wurde und deren Abwesenheit für die Familie eher als akzeptabel galt. Doch obwohl überwiegend die Männer zuerst ins Zielland auswanderten und die Frauen folgten, stellte diese Konstellation nicht die Norm dar (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 710 f.).

Jedoch verursachte die männliche Arbeitsmigration bedeutsame Veränderungen und Umstrukturierungen, da in der Folge z. B. die zurückgebliebene Ehefrau die Position des Haushaltsvorstands übernahm oder auf ihre Mitmenschen angewiesen war. „Bei einer transnationalen Elternschaft und „distant parenting“ wird die Trennung der Familie (temporär) akzeptiert, um den

ökonomischen Nutzen zu erhöhen, oder weil rechtliche Beschränkungen für den Familiennachzug gelten“ (Baykara-Krumme 2015, S. 716). Für den Zeitraum, in dem die Elternteile getrennt von ihren Kindern leben, wird die Versorgung derselben durch andere Familienmitglieder oder durch andere soziale Netzwerke übernommen (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 716).

Die Distanz zu Familienangehörigen kann hierbei als befreiende oder als belastende Situation erlebt werden. In beiden Fällen geht sie jedoch mit einer Veränderung einher. Dies gilt auch für die Phase der Familienzusammenführung, wenn im Migrationskontext die Familienbeziehungen wieder neu organisiert und strukturiert werden (müssen). Charakteristisch für Migrantenfamilien sind zudem multiple Formen von Familienmobilität, d. h. wiederholter Nachzug, Rückkehr oder Varianten von Pendelmigration. Beispielsweise müssen bei einer schrittweisen Migration der Familienmitglieder die Familienstrukturen immer wieder angepasst werden. Erst wenn alle Angehörigen zusammen sind, kann eine gemeinsame Herangehensweise festgesetzt werden. Diese Mobilität kann sich hierbei auch auf andere (familiale) Prozesse auswirken und bedeutsame Veränderungen bewirken (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 716).

Migration, die durch die Wanderung anderer motiviert ist, wird auch als Kettenmigration bezeichnet. Beim Familiennachzug (*family reunification*), der für Arbeitsmigration charakteristisch ist, reisen Familienangehörige wie (Ehe-)PartnerInnen und minderjährige Kinder dem/der Arbeitsmigranten/ArbeitsmigrantIn nach (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 710 f.). Die Bedeutung von Kettenwanderungen ist für alle Einwanderungsgesellschaften empirisch gut belegt (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 286). Hierbei spielen die „Kettenmigration“ sowie die „Heiratsmigration“ in der türkischen Migration nach Europa eine wichtige Rolle. Pionierwandernde (GastarbeiterInnen) sind dabei die ersten Personen einer Gruppe, die eine internationale Aus- bzw. Einwanderung auf sich nehmen. Kettenwandernde sind hingegen Personen, die der bereits ausgewanderten Person zu einem späteren Zeitpunkt folgen.

Die Generationenbeziehungen spielen selbst bei diesem Prozess eine entscheidende Rolle. Die Kettenwanderungen finden vor allem im familiär-verwandtschaftlichen Zusammenhang statt. Von Pionierwandernden wird erwartet, dass sie einen ökonomischen Erfolg erzielen, Rücküberweisungen (sog. *remittances*) tätigen oder für weitere Familienmitglieder Arbeitsstellen ermöglichen. Sie dienen als Kontaktbrücke und Informanten für die in der Heimat verbliebenen Personen (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 285). Überwiegend handelt es sich bei diesen um junge, und unverheiratete Männer im Alter von 18 bis 35 Jahren. Im Vergleich zu Nicht-MigrantInnen in der jeweiligen Herkunftsgesellschaft zeichnen sie sich dadurch aus, überdurchschnittlich gebildet, gesund und aufstiegsmotiviert zu sein. Eine Studie über türkische ArbeitsmigrantInnen

zeigt zudem, dass es sich dabei überwiegend um die zweiten Söhne der jeweiligen Familien handelt, da die ältesten Söhne für die Übernahme des bäuerlichen, handwerklichen oder kaufmännischen Familienunternehmens zuständig und vorgesehen sind (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 286).

Die Heiratsmigration stellt eine weitere Form der Migration dar, bei der Generationenbeziehungen ebenfalls von Relevanz sind. Darunter werden die mit den Eheschließungen verbundenen Wanderbewegungen verstanden. Die Ehen werden häufig zwischen MigrantInnen und Personen aus der Herkunftsgesellschaft der Eltern geschlossen, wobei die EhepartnerInnen meist aus der eigenen erweiterten Verwandtschaft stammen. Dies wird von allen Beteiligten befürwortet, da die EhepartnerInnen im Zuge der Heirat in die Aufnahmegesellschaft nachziehen, den Aufenthaltsstatus fixieren und materielle Besserstellungen ermöglichen. Für die MigrantInnen stehen mit der Option der Heiratsmigration eine breitere Auswahl an potenziellen HeiratspartnerInnen gegenüber den Mitgliedern der eigenen MigrantInnenminorität und Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft. Vor allem türkische MigrantInnen/Eltern mit niedrigem Bildungsniveau sind an der Partnerwahl ihrer Kinder beteiligt (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 286 f.)

Insofern handelt es sich bei Migrationsprozessen generell um Projekte, die im Familienkontext geplant, unterstützt und durchgeführt werden. Viele Migrationsziele lassen sich nur im Generationenzusammenhang legitimieren und realisieren. Daher wird Migration hier als ein generationenübergreifendes Phänomen verhandelt. Gleichzeitig wird auch eine hohe Wertestabilität bei der nächsten Generation diagnostiziert. Bildungsaufstiege und berufliche Mobilitäten führen hierbei nicht unbedingt dazu, dass Traditionen, kulturelle und sprachliche Gewohnheiten von den Kindern rasch vergessen werden. Da die Familie im Leben der MigrantInnen vor allem ein Solidarsystem darstellt, blieb die Wirksamkeit der familiären Wertetransmission lange ein unterschätzter Faktor. Dabei wirkt sich die Sozialisation auf vielfältige Art auf die Lebenspläne und Lebensstile der Kinder aus (vgl. Weiss et al. 2014, S. 8). Wie sich die Familie als Solidarsystem auf Lebensbereiche auswirkt und mit welchen Veränderungen und Gemeinsamkeiten zwischen den Generationen zu rechnen ist, wird im Folgenden näher beschrieben.

„Hinsichtlich der Situation im Zielland liegt ein Fokus soziologischer Analysen auf der Stellung der Migranten in der sozialen Verteilungsstruktur, d. h. ihrer Verfügung über soziale Ressourcen wie Einkommen, Bildung, Wohnraum, Prestige, zivile, politische und soziale Rechte“ (Baykara-Krumme 2015, S. 716). Untersucht wird vor allem, ob Bedingungen geschaffen werden, unter denen die MigrantInnen die Realisierung von Lebenschancen erreichen können und

der Zugang zu diesen gegeben ist. Hierbei werden sowohl die Institutionen der Aufnahmegesellschaften als auch die Ressourcen und Möglichkeiten auf individueller Ebene untersucht. Durch die familialen Beziehungen werden *Eingliederungsoportunitäten* geschaffen; diese dienen vor allem als Unterstützungssystem mit sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital, welches den Eingliederungsprozess der MigrantInnen erleichtert. Starke Familienorientierungen dienen beispielsweise als Motivation, assimilative Handlungen durchzuführen, um die Zukunft der Folgegenerationen zu sichern und Anerkennung im Zielland zu erreichen.

„Das Individuum und seine Familie investiert in das Humankapital, wenn ein ‚sozialer Status in der Mehrheitsgesellschaft gesucht wird und somit über Assimilation das Handlungsziel der sozialen Anerkennung angestrebt wird‘. Demgegenüber können familiäre Beziehungen eine ‚Eingliederungsalternative‘ und ein Hemmnis für Statusmobilität darstellen, wenn soziale Kontakte vor allem innerhalb des Familien- und Verwandtschaftsnetzwerkes statt mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft stattfinden“ (Baykara-Krumme 2015, S. 716 f.). Die Familie steht in Folge in Konkurrenz zur Aufnahmegesellschaft und verhindert die Kontaktaufnahme. Wird die soziale Anerkennung nur in diesem Netzwerk gesucht (*Segmentation statt Assimilation*), so sind Investitionen in aufnahmelandbezogenes Humankapital von geringerer Bedeutung und weniger wahrscheinlich (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 716 f.) „So wird Familie einerseits als Faktor für Stabilität gesehen, die die ökonomische und soziale Integration einzelner Migranten erleichtert, und andererseits als Hindernis für Integration und Belastung für den Wohlfahrtsstaat. Dieser Antagonismus ist auch zentraler Gegenstand der soziologischen Eingliederungsforschung“ (Baykara-Krumme 2015, S. 712).

Zudem werden in der Integrationsforschung, neben den Prozessen, bei denen Einwanderer selbst betroffen sind, auch die Entwicklungen bei ihren Kindern und weiteren Nachkommen untersucht, die selbst nicht migriert, sondern oft schon im Zielland geboren sind. Bedeutsam ist die klassische US-amerikanische Perspektive der Assimilationstheorie, welche sich den Assimilationsprozess im Laufe dreier Generationen widmet. Dabei stehen die im Zielland geborenen Kinder der Einwanderer und auch die dritte Generation im Fokus. Wird die Arbeitsmigration in Europa in den 1960er und 1970er Jahren betrachtet, leben die MigrantInnen mittlerweile über drei Generation in den Zielländern. Deren Analyse wird daher für familiäre Prozesse und intergenerationale Vergleiche zunehmend relevant. Hierbei wird kritisiert, dass von Personen, die im Zielland geboren und sozialisiert werden, eine Anpassung verlangt wird. Dementsprechend wird verlangt, dass diese Generation, wie die Kinder von Nicht-MigrantInnen, ihren Platz in der Gesellschaft hat. Hierbei werden die Nachkommen von Einwanderern international als

Migrantenkinder oder Personen mit einer bestimmten Abstammung definiert. Im deutschsprachigen Raum findet seit einigen Jahren der Begriff *Personen mit Migrationshintergrund* Verwendung. Diese Konstruktion kann als Erweiterung der üblichen Kategorie ‚Ausländer‘ und weiteren Exklusionen gesehen werden, wobei darunter eine ausländische Staatsangehörigkeit und eine eigene Migrationserfahrung verstanden wird (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 712 f.).

Obwohl auch bei den Kindern der Einwanderer, welche in den Zielländern geboren wurden, von Menschen mit Migrationshintergrund die Rede ist und sich der Ort der Geburt und die Aufenthaltsdauer nicht positiv auf den Integrationsprozess auszuwirken scheinen, zeigen nähere Betrachtungen des Migrationsprozesses und der Migrationserfahrung, dass der Zeitpunkt der Einwanderung im Lebenslauf ebenfalls eine bedeutsame Rolle spielt, da dieser als ein wichtiger Erklärungskontext für Integrationsprozesse gilt. Dementsprechend wird in der Migrationsforschung die klassische Einteilung in erste und zweite bzw. weitere Einwanderergeneration noch mehr ausgeweitet (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 713). „Verbreitet wird von der 1,5. Generation gesprochen, wenn die Migranten als Kinder eingewandert sind (bis zum 12. Lebensjahr), oder noch genauer, der 1,25., 1,5. und 1,75. Generation, je nach Einreisalter in der Kindheit und Jugend“ (Baykara-Krumme 2015, S. 713). Das Alter bei der Einwanderung hat vor allem einen Einfluss auf den *Akkulturationsprozess*, da sich mit zunehmendem Alter die Anpassung an die neue soziale Umgebung erschwert.

Beim Thema der Integration wurde früher vermutet, dass die sozioökonomische Integration auch zu einer kulturellen Integration führt; heute werden hingegen die Familie und ihre Lebenskontexte in diesem Prozess näher betrachtet (vgl. Weiss et al. 2014, S. 8 f.), da ein komplexerer Prozess vermutet wird. Vertiefend existieren zahlreiche Studien, insbesondere über die Integrationsverläufe und *Integrationserfolge* in der zweiten Generation. Diese werden in einem Spannungsfeld zwischen der der Familie zugrunde liegenden Herkunftskultur und der außerfamiliären Umwelt in der Mehrheitsgesellschaft gesehen, wobei die Familie und die Bedeutung der Elterngeneration meist „nur als ‚Hintergrundvariable‘ betrachtet und dienen lediglich der Beschreibung der sozioökonomischen Herkunft. Deutlich weniger wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtet sich hingegen auf die innerfamiliären Vorgänge in MigrantInnenfamilien und den konkreten Transmissionsprozessen von Ressourcen und Werten zwischen der ersten Generation und den Nachfolgenerationen“ (Weiss et al. 2014, S. 9). Dementsprechend rückt die Familie, welche zuvor nur als eine Nebenvariable betrachtet wurde, in das Interessensfeld der Integrationsforschung. Die Familie wird mitunter als eine *Blackbox* beschrieben, da neben dem Wandel auch die Beständigkeit in der Weitergabe von Werten, Normen und Einstellungen und

die damit einhergehenden emotionalen Bindungen/Beziehungen im Fokus stehen (vgl. Weiss et al. 2014, S. 9 f.).

Zudem wurde vermehrt die Bedeutung der familiären Transmission im gesellschaftlichen Integrationsprozess sichtbar. „Im integrationssoziologischen Diskurs wird vermehrt die Frage aufgeworfen, ob und in wie fern die Migrationssituation und/oder der kulturelle Hintergrund der Eltern bei der Weitergabe von Werten, Einstellungen und ethnischen Zugehörigkeiten zu einem Spannungsfeld zwischen den Generationen innerhalb der Familien führt“ (Weiss et al. 2014, S. 17). Diese Überlegungen beziehen sich auf die theoretische Annahme, dass der Integrations- oder Assimilationsprozess mithilfe eines graduellen Übergangs zwischen den Generationen erfolgt. Aktuelle Studien zeigen stattdessen auf, dass von einer Stabilität von Werten und Einstellungen im Generationenverlauf auszugehen ist.

Beispielsweise zeigen empirische Beiträge, dass während in einigen Teilbereichen eine deutliche Abnahme an Werten und kulturell typischen Verhaltensweisen für die zweite Generation zu verzeichnen ist, sind andere Werte- und Einstellungsbereiche deutlich durch Stabilität der intergenerationalen Transmission gekennzeichnet. „Die Ergebnisse von Weiss, Ateş und Schnell zur Situation der muslimischen zweiten Generation in Österreich belegen zusammen betrachtet beispielsweise, dass zwar die Bedeutsamkeit von Religiosität und religiösen Praktiken in der zweiten Generation tendenziell abnehmen“ (Weiss et al. 2014, S. 18), allerdings spezifische Inhalte der Religiosität auch dauerhaft ausgelebt, praktiziert und übernommen werden. Weiteres sind die Präferenzen für gleichreligiöse Partnerschaften zwischen den Generationen gleichbleibend, was sich auf eine besonders starke innerfamiliäre Transmission zurückführen lässt (vgl. Weiss et al. 2014, S. 17 f.).

Ergebnisse, die sowohl einen Wandel als auch eine Kontinuität attestieren, stehen im Widerspruch zu den Annahmen der theoretischen Eingliederungsmodelle zur Integration von MigrantInnen im Generationenverlauf. Aktuelle Studien belegen nämlich, dass sich Stabilität und Wandel nicht ausschließen, sondern teilweise parallel verlaufen können (vgl. Weiss et al. 2014, S. 17 f.). Dies wird auch in den Beiträgen von Geisen und Jung (2014) bestätigt, da im Falle einer verstärkten Mobilität und transnationalen Familienbeziehungen mit einer Gleichzeitigkeit von Bewahrung und Veränderungen, Kontinuitäten und Brüchen in den Prozessen der intergenerationalen Transmission zu rechnen ist. Zudem weist Apatzsch (2014, zit. n. Weiss et al.) auf das Problem hin, dass das geläufige Integrationsmodell dazu führt, dass Integration als eine Dichotomie zwischen Assimilation und *Re-Traditionalisierung* (gelingen versus missglückt)

betrachtet werde. Dabei werden neue, hybride Konstellationen nicht in Erwägung gezogen, obwohl sie sich im transnationalisierenden Europa bilden können (vgl. Weiss et al. 2014, S. 17 f.).

Dabei muss verdeutlicht werden, dass die Migrantenfamilien nicht als eigenständiger Familientyp anzusehen sind. Vielmehr muss die Migration als soziales Geschehen bzw. sozialer Prozess gesehen werden, welcher die Familie (um-)strukturiert und verändert (vgl. Geisen 2014, S. 29). Gearbeitet wird in dieser Arbeit mit folgender Definition:

„Migration wird als ein Strukturmerkmal von Familie interpretiert, das charakterisiert ist durch die Wanderung, die Situation im Zielkontext und den Bezug zum Herkunftskontext, und so mögliche Spezifika von Migrantenfamilien erklären kann. Gleichzeitig geht es um die Erklärungskraft von Familie für diese drei Dimensionen der Migration, und damit insgesamt das vielfältige Zusammenspiel von Migration und Familie“ (Baykara-Krumme 2015, S. 714).

Hierbei wird die Migrantenfamilie sowohl vom Prozess der Auswanderung als auch vom Bezug zum Ziel- und Herkunftsland geprägt. Neben den Einflüssen der genannten Faktoren auf die Familie nimmt der Wandel zwischen den Generationen eine Schlüsselstellung ein und ermöglicht es, Langzeiteffekte der Migration in der Aufnahmegesellschaft sichtbar zu machen und theoretische Überlegungen zum Integrationsverlauf anzustellen (vgl. Weiss et al. 2014, S. 8). Die Betrachtung des Wandels zwischen den Generationen einer türkisch-stämmigen Familie soll dazu führen, dass die Veränderungen, Effekte und Prozesse in einem längeren zeitlichen Verlauf (in dieser Untersuchung in den letzten 50 Jahren) aufgedeckt und der Integrationsweg in seinen unterschiedlichen Facetten thematisiert werden kann. Um später die Generationsbeziehungen und familiären Vorgänge vor allem in den Bereichen der Sprache, Bildung, Identität und gesellschaftlicher Teilhabe besser verstehen zu können, werden folgend einige Grundbegriffe erörtert.

2.2 Herkunftsland bzw. Kontext

„Für die Erklärung von Familienmustern spielte das Herkunftsland als kulturell prägender Sozialisationskontext schon immer implizit oder explizit eine zentrale Rolle. Aber seine Bedeutung für die soziologische Analyse zu Migrantenfamilien

geht darüber hinaus, da es auch nach der Einwanderung relevanter Bezugspunkt bleiben kann“ (Baykara-Krumme 2015, S. 718).

Die Betrachtung des Herkunftskontextes ist zum einen bedeutsam als Sozialisationskontext der MigrantInnen. Zum anderen bleibt die Herkunft auch nach der Auswanderung relevant. Für das Verständnis von Familienmustern der ersten Einwanderungsgeneration sind die im Herkunftskontext vorherrschenden Normen, Verhaltensmuster und Vorstellungen bedeutend. Diese beeinflussen unter anderem die Erwartungen an die Kinder und somit Generationenbeziehungen, die Normen in Bezug auf Geschlechterrollen, die Präferenzen bei der Familiengröße, die Kindererziehung oder die Rolle der Familie bei der Partnerwahl (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 719).

Bedingt durch die Migration in Aufnahmeländer, welche sich grundlegend von den Herkunftskontexten unterscheiden, befinden sich die Normen, Verhaltensmuster und Werte in einem (unvermeidbaren) Wandel. Dabei werden viele Veränderungen in den Migrantenfamilien dem Migrationsprozess zugeschrieben. Doch ob die Veränderungen auf der Migration selbst, den Bedingungen im Zielland oder aber auf der Stärke und Dauerhaftigkeit besonderer familialer und kultureller Traditionen beruhen, ist oft unklar, da Migrations-, Zielland- und Herkunftseffekte oft nur schwer differenziert werden können. Um den wahren Einfluss von der Migration auf die Migrantenfamilien beobachten zu können, wird ein Vergleich zwischen den MigrantInnen in den Zielländern und Nicht-MigrantInnen im Herkunftsland herangezogen. Infolgedessen können Veränderungen und Muster im Zielland verlässlicher als aus dem Herkunftskontext importiert oder „als Adaptationsstrategie“ beschrieben und erklärt werden (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 719). Mithilfe dieser Herangehensweise soll überprüft werden, ob sich Veränderungen in den Migrantenfamilien wirklich auf die Migration zurückführen lassen. Dabei soll vermieden werden, im Vorhinein von einer migrationsauslösenden Umstrukturierung auszugehen (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 719)

Die „Herkunftslandperspektive“ hat aufgrund ihrer stärkeren Aussagekraft in den vergangenen Jahren an Bedeutung gegenüber der üblichen „Ziellandperspektive“ gewonnen. Den Vergleich zum Herkunftsland suchen vermutlich auch die MigrantInnen selbst, zumindest in der ersten Generation (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 719 f.). Möglicherweise sind die Veränderungen im Herkunftskontext insgesamt größer, denn das Leben in der Türkei ist in den letzten Jahren durch Modernisierungsprozesse und Industrialisierung/Urbanisierung gekennzeichnet. Dabei muss von einem weniger linear verlaufenden Wandel ausgegangen werden (vgl. Baykara-Krumme 2013, S. 12 f.).

Dementsprechend ist die Betrachtung der beiden Kontexte wichtig, da nur auf diese Art die Strukturen und Veränderungen der Migrantenfamilien nachvollzogen werden können. Hierbei können transnationale Aktivitäten den ökonomischen, politischen und sozial-kulturellen Bereich umfassen, etwa durch Rücküberweisungen (*remittances*) und Mobilität. MigrantInnen investieren unter anderem in Geschäfte und Wohnungen und unterstützen die Wirtschaft im Herkunftsland. Der Großteil der Finanztransfers wird hierbei innerhalb von Familien getätigt und dient der Aufrechterhaltung der Beziehungen (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 720).

2.3 Generationsbeziehungen und Alter

„Das familiensoziologische Thema der Beziehungen zwischen Kindern und ihren Eltern ist in der Migrationsforschung von großer Bedeutung. Untersucht werden, meistens vor dem Hintergrund der Herkunftskultur, zum einen die Herausforderungen, Bedingungen und Konsequenzen des Migrations- und Minoritätskontexts für die Generationenbeziehungen, und zum anderen sowie die Erwartungen an die Familie als Unterstützungsressource und Rückzugsort vor Diskriminierung. Die widersprüchlichen Konnotationen familialer Bindungen im Eingliederungsprozess können als Konflikt- und Solidaritätshypothese formuliert werden“ (Baykara-Krumme 2015, S. 725).

Werden die Beziehungen zwischen den Eltern und ihren Kindern sowie darüber hinaus mit den Enkelkindern betrachtet, werden hierbei vor allem die Herkunftskultur und der Migrationskontext und dessen Auswirkungen auf die Generationenbeziehungen untersucht. Bedingt durch die Migrationserfahrungen und den unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Sozialisationen wurde stets von konfliktbehafteten Beziehungen ausgegangen. Entgegen dieser Vermutung zeigen Untersuchungen, dass die Unterschiede in der Konflikthäufigkeit gering sind und teilweise vollständig verschwinden, wenn soziodemographische Kontrollvariablen berücksichtigt werden (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 725).

„Im Hinblick auf andere Dimensionen, wie Koresidenz von jungen Erwachsenen und ihren Eltern, finden sich ebenfalls wenige Hinweise auf einen ‚ethnischen Faktor‘. ‚Dissonante Akkulturationsverläufe‘ zwischen Jugendlichen und ihren Eltern scheinen zwar zu erhöhten Konflikten zu führen. Allerdings ist keineswegs per se von konfliktträchtigen Beziehungen auszugehen. Vielmehr verweisen die vorhandenen Indikatoren auf eine ausgeprägte Generationensolidarität, die sich kaum von

nichtmigrierten Familien im Zielland unterscheidet“ (Baykara-Krumme 2015, S. 725).

Die Generationensolidarität wird anhand von sechs Dimensionen beschrieben: der sozialen Kontakte (assoziative Solidarität), der emotionalen und affektiven Bindung (emotionale Solidarität), der Übereinstimmung in den Werten und Einstellungen zwischen den Generationen (konsensuelle Solidarität), der gegenseitigen finanziellen Unterstützung und Unterstützung in der täglichen Arbeit (funktionale Solidarität), der Akzeptanz von gegenseitigen Verpflichtungen (normative Solidarität) und der räumlichen Distanz (strukturelle Solidarität) (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 284).

Hierbei spielt die normative Solidarität bei vielen MigrantInnen, insbesondere aus nichteuropäischen Ländern, eine bedeutende Rolle, da die Kinder in den Herkunftsgesellschaften ihren Eltern gegenüber starke Verpflichtungsgefühle haben (materielle Unterstützung), wohingegen in der deutschen/österreichischen Aufnahmegesellschaft vom Gegenteil auszugehen ist (normative Grundlage: Eltern sind den Kindern gegenüber verpflichtet). Die zweite Generation der MigrantInnen wird zwischen beiden Anforderungen zu einer „verlorenen Generation“, da sie einen hohen Druck spürt und gegenüber ihren Eltern und ihren Kindern vermehrt Verpflichtung hat, dabei aber nie von diesen selbst profitiert.

Faktoren wie die räumliche Distanz zur Herkunftsgesellschaft, verminderte persönliche/soziale Kontakte und Akkulturationsprozesse im Zielland stellen ein Risiko für die konsensuelle Solidarität dar, da sich dadurch die kulturelle Distanz zwischen den Generationen erhöhen kann und divergierende Einstellungen und Werteorientierungen entstehen können. Die unterschiedlichen Dimensionen der Generationensolidarität zeigen hierbei, dass die Generationsbeziehungen von Veränderungen geprägt sind und teilweise in den Aufnahmeländern umstrukturiert und neu definiert werden müssen.

Ersichtlich wird auch, dass viele familiäre Erwartungen an die MigrantInnen und ihre Nachkommen existieren. Hinzu kommen die Erwartungen, welche in Bezug auf das Leben im Aufnahmeland entstehen. Die Akkulturations- und Transmissionsprozesse stellen hierbei die familiären Beziehungen vor neue Herausforderung. Die folgenden Generationen haben die Aufgabe, diese Herausforderung so zu meistern, dass sie sowohl der Herkunftskultur als auch der Aufnahmegesellschaft gerecht werden. Doch wenn die emotionale Solidarität zwischen den Generationen nicht gefährdet ist, dann sind die Generationenbeziehungen in Migrantenfamilien besonders durch Ambivalenzen gekennzeichnet (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 284 f.).

Eine Weitergabe von Kultur zwischen den Generationen stellt hierbei eine notwendige Bedingung für kulturelle Gemeinsamkeit und Kontinuität in der Familie dar. Diese Weitergabe der Kultur erfolgt aber niemals vollständig. Hingegen wird die Kultur in der kontinuierlichen Interaktion zwischen den Individuen/Generationen hervorgebracht und ständig verändert. Die Weitergabe von Werten und Verhaltensweisen gestaltet sich dabei nicht einseitig, also nicht ausschließlich von der älteren an die jüngere Generation (vgl. Baykara-Krumme 2015, S. 717). Daraus resultierend führt der Prozess der kulturellen Transmission nicht zu einer perfekten Reproduktion und Weitergabe der Kultur an die jeweils nachfolgenden Generationen, sondern bewegt sich in einem Spannungsverhältnis zwischen einer exakten Transmission (ohne bemerkbare Unterschiede zwischen den Generationen) und einer vollständigen Distanzierung von diesen. Hierbei stellen sich beide Extreme als gleichermaßen problematisch heraus, da eine perfekte Transmission keinerlei Wandel zulassen und keine Anpassung an neue Situationen ermöglichen würde und eine fehlende Transmission dagegen ein koordiniertes Handeln zwischen den Generationen unmöglich machen und alle intergenerativen Solidaritäten und Beziehungen zerstören würde (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 287 f.) Erneut erweist sich ein Mittelweg als wünschenswert.

Migrationssituationen und -Erfahrungen sind Prozesse, welche einem rapiden kulturellen Wechsel ausgesetzt sind. Intergenerative Transmissionen stellen in diesen Situationen die Möglichkeit dar, um die kulturellen Aspekte aus der Herkunftsgesellschaft aufrecht erhalten zu können. Der mit der Migration verbundene Prozess kann hierbei neben den negativen Aspekten eine zusätzliche und positive Anstrengung der Eltern bewirken, bei der der Wunsch der Weitergabe der Herkunftskultur als ein großer Motivationsfaktor dient (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 288). Daraus resultierend ist es nicht verwunderlich, dass in Migrantenfamilien Generationenbeziehungen im Vergleich zu nicht-migrierten Familien besonders motiviert und koordiniert sind.

Ein Vergleich von türkischen Migrantenfamilien und nicht-migrierten Familien in der Herkunftsgesellschaft zeigt zudem, „dass die intergenerative Transmission in Migrantenfamilien stärker ausgeprägt ist. Die Einstellungen von Eltern und Kindern sind konformer, die Ko-Orientierung höher und die Synchronität stärker als in nicht-gewanderten Familien“ (Genoni & Nauck 2020, S. 288). Dementsprechend wird vor Augen geführt, dass mit der Migration nicht unbedingt ein konflikthafter Prozess und eine Entfremdung einhergehen müssen. Da Kinder aus Migrantenfamilien die Erwartungen der Eltern überwiegend internalisieren, zeigt sich eine hohe Bereitschaft, die von den Eltern erwarteten Leistungen und Erwartungen zu erbringen

(vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 288). Beispielsweise berichtet das Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen (2016), dass vor allem die Töchter in Migrantenfamilien häufig Pflichten im Haushalt übernehmen und ihre Eltern unterstützen, indem sie diese zu ärztlichen und behördlichen Terminen begleiten. Sie haben hierbei eine stark ausgeprägte Bindung zur Mutter und haben im Vergleich zu einheimischen Kindern eine konfliktfreiere Beziehung zu den Eltern (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 288).

Zunehmend werden die Auswirkungen der Migration auf die familialen Generationenbeziehungen betrachtet und nun rückt auch vermehrt die Lebensphase des Alterns in den Fokus (vgl. Baykara-Krumme 2013, S. 23 f.). Dadurch werden neue Fragen aufgeworfen:

„Vor dem Hintergrund der Alterung der Migrantenbevölkerung und dem wachsenden Anteil Älterer mit Migrationserfahrung wurde in den vergangenen Jahren zunehmend die Frage der familialen Einbindung Älterer im Migrationskontext adressiert, u.a. in Bezug auf das in der familiensoziologischen Forschung prominent diskutierte Modell der Intergenerationalen Solidarität und die zusätzliche Perspektive der Ambivalenz. Vorhandene Befunde legen nahe, dass durchaus normative und assoziative (Kontakthäufigkeit) Unterschiede existieren, mit einer größeren Solidarität bzw. entsprechenden Erwartungen in Migrantenfamilien“ (Baykara-Krumme 2015, S. 725 f.).

In der Migration ist aufgrund der begrenzten Sprachkenntnisse ohnehin von größeren Hilfs- und Unterstützungsleistungen auszugehen, jedoch kann sich dieser Bedarf mit dem Alter noch verstärken. Dabei kann diese Entwicklung im Alter zu höheren Erwartungen an die Kinder führen (vgl. Baykara-Krumme 2013, S. 12).

„Die intergenerationale Solidarität in der Lebensphase Alter wird in der Forschung im Bezug zur Türkei als Teilaspekt intensiver inter- und intragenerationaler Austauschprozesse über den gesamten Lebenslauf beschrieben, die den Transfer und Weitergabe von Normen, Werten und Traditionen (von den Älteren an die Jüngeren) ebenso einschließen wie die instrumentelle, finanzielle und emotionale Hilfe an bedürftige Familienmitglieder“ (Baykara-Krumme 2013, S. 13).

Die starke Familienorientierung bei türkischen MigrantInnen lässt sich auch in Westeuropa feststellen, da diese im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung familienorientierter sind und häufiger Kontakt mit ihren Eltern haben. Außerdem werden die Kinder im Vergleich zu den einheimischen Familien deutlich häufiger als Gesprächspartner genannt, wenn auch die Kinder

einbezogen werden, die im selben Haushalt leben. Die intergenerationale Koresidenz mit (erwachsenen) Kindern ist bei türkischen Migrantenfamilien signifikant häufiger und bleibt eine Besonderheit im Vergleich zu deutschen Familien (vgl. Baykara-Krumme 2008).

Abschließend lassen die Einstellungsmuster darauf schließen, dass auch Akkulturationseffekte in der Migration möglich sind, ohne dass die Generationensolidarität dadurch beeinträchtigt wird. Eine Veränderung in den Einstellungen und Werten bei gleichzeitiger Kontinuität im Verhalten stellt eine spezifische Form der Akkulturation dar (vgl. Baykara-Krumme 2013, S. 24 f.).

2.4 Intergenerationale Transmission

Bei der Untersuchung von MigrantInnen in der zweiten und dritten Generation wird oft die Frage aufgeworfen, ob sie sich in wichtigen Teilsystemen der Gesellschaft etablieren und behaupten können und ob ihre Eingliederung in der Aufnahmegesellschaft langfristig auf eine Assimilation oder auf Segmentation hinausläuft. Die Eingliederung wird hierbei oft anhand des Bildungserfolgs von Migrantenkindern herangezogen, da der Bildungserfolg ein Zeichen der strukturellen Assimilation der verschiedenen Migrantengruppen in Deutschland/Österreich darstellt.

Die intergenerationale Transmission von Bildung in Form des kulturellen Kapitals gewinnt in der Migrationssituation eine besondere Bedeutung, da die Bildungsbeteiligung und der Bildungserfolg als Erwerb und Verfügbarkeit von kulturellem Kapital verstanden werden, das im Lebensverlauf zum Erwerb weiterer Kapitalien eingesetzt wird. Jedoch hängen die Bildungsbeteiligung und der Bildungserfolg auch mit der Verfügbarkeit von bereits vorhandenem familiärem kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital zusammen. Entsprechen ist die durch Bildung vermittelte soziale Platzierung auf die intergenerationalen Transmissionsprozesse zurückzuführen (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 21).

Inwieweit eine intergenerationale Transmission umgesetzt werden kann, ist nicht nur von den Kapitalien abhängig, sondern auch von den spezifischen Situationen und Rahmenbedingungen, in denen sich die AkteurInnen befinden und in der sie ihren individuellen Platzierungsstrategien nachgehen. Im Fall der türkischen Migrantenfamilien ist es die von der Migration geprägte Situation, dabei sind diese durch einen unsicheren Aufenthaltsstatus oder Rückkehrabsichten gekennzeichnet. Dementsprechend hat die Akkumulation von kulturellem Kapital bei Kindern

von MigrantInnen im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung einen bedeutsameren Stellenwert (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 21).

Eine erfolgreiche strukturelle Platzierung stellt die Grundlage für den Zugang zu wichtigen Ressourcen und Kapitalien dar. Diese Platzierung kann folglich die Handlungswahl und den Möglichkeitshorizont der AktuerInnen bestimmen. Von zentraler Bedeutung ist hierbei das kulturelle Kapital, welches in seiner institutionalisierten Form (z. B. in Form von Abschlüssen, Bildungszertifikate, Titel) ausschlaggebend für die berufliche Platzierung ist. Vor allem in Ländern, in denen ein starker Zusammenhang zwischen Bildung und Arbeitsmarktposition besteht, bestimmen Bildungsressourcen und -chancen die Arbeitsmarktintegration (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 21 f.).

„Die Akkumulation von kulturellem Kapital in Form von Bildung ist allerdings nicht nur für die strukturelle Assimilation von besonderer Bedeutung, sondern auch für alle weiteren Schritte der Eingliederung“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 22). Nur wenn die MigrantInnen eine erfolgreiche Platzierung in zentralen Positionen der Aufnahmegesellschaft erreichen, können sie als nennenswerte Netzwerkkontakt infrage kommen. Basierend auf diesen Netzwerken kann wiederum eine Identifikation mit der neuen Heimat entstehen. So kann die Schulbildung als eine grundlegende Handlungsentscheidung in allen Bereichen des Lebens bezeichnet werden, da sie sich auf die weiteren Lebensbereiche auswirken kann. Eine Benachteiligung von Kindern aus Migrantenfamilien im Bildungssystem und beim Erwerb von kulturellem Kapital kann sich dementsprechend auf die Verfügbarkeit und den Zugang zum sozialen und ökonomischen Kapital auswirken (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 22).

Steinbach und Nauck beschäftigen sich hierbei mit der Bedeutung intergenerationaler Transmission von Kapital für den Bildungserfolg von Kindern in Deutschland. Hierbei werden deutsche Familien mit Migrantenfamilien verglichen, um die Besonderheiten der intergenerationalen Transmission im Hinblick auf die Migrationserfahrung herausarbeiten zu können (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 22). „Die amtliche Bildungsstatistik zeichnet das folgende Bild vom Ausmaß der Bildungsbeteiligung und dem Bildungserfolg von ausländischen Kindern in Deutschland: Die Schulabschlüsse der Ausländer haben sich zwischen 1990 und 2001 zwar merklich verbessert, dennoch gibt es gravierende Unterschiede zwischen den Einheimischen und den Kindern aus Migrantenfamilien“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 23). Demzufolge haben insgesamt im Jahr 2001 74.400 Kinder aus Migrantenfamilien die Schule abgeschlossen – das entspricht einem Anteil von etwa 8 % aller SchulabgängerInnen. Von diesen verließen 20,3 % die Schule ohne einen Abschluss. Der Anteil bei den deutschen Kindern betrug im Vergleich

nur 8,6 %. Der größte Teil der Kinder mit einem Migrationshintergrund erreichte mit einem Anteil von 40,1 % einen Hauptschulabschluss (Deutsche 24,2 %) und 29,0 % einen Realschulabschluss (einheimische Kinder 41,7 %). Dabei gelangen nur 9,3 % der Kinder aus Migrantenfamilien an eine Hochschulreife (einheimische Kinder 24,3 %). Mit großer Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass die Verhältnisse, Verläufe und Zahlen in Österreich ähnlich sind.

Demzufolge kann zwischen den einheimischen Kindern und den Kindern aus Migrantenfamilien stets ein beachtlicher Rückstand beobachtet werden. Zwar kann eine kontinuierliche Verbesserung im Verlauf der Jahre festgehalten werden, jedoch sind die Kinder aus Migrantenfamilien in anspruchsvollen Bildungswegen immer noch stark unterrepräsentiert. Da die Migrantenfamilien jedoch eine sehr heterogene Gruppe darstellen, ist eine differenzierte Betrachtung der Ergebnisse von großer Bedeutung, da es je nach Herkunftsland Unterschiede bezüglich der Bildungsentscheidung und des Bildungserfolges geben kann (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 23). Mit der Betrachtung der Migrantenfamilien als heterogene Gruppen wurden folgende drei Ergebnisse ausgearbeitet:

1. Die Daten weisen darauf hin, dass die Kinder der MigrantInnen erfolgreicher als die EinwanderInnen sind.
2. Zudem zeigt sich eine kontinuierliche Verbesserung der Bildungsbeteiligung und des Bildungserfolgs von Migrantenkindern
3. Zuletzt haben die Ergebnisse vor Augen geführt, dass die Kinder aus Migrantenfamilien trotz den Erfolgen und Verbesserungen im Bildungssystem immer noch weit hinter den Schulabschlüssen der einheimischen Kinder stehen. Es existieren demnach eine ethnische Ungleichheit im deutschen/österreichischen Bildungssystem, die zu einer strukturellen Benachteiligung von bestimmten Gesellschaftsgruppen führen (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 25).

Die Untersuchungen von Alba et al. (1994; 1998) zum Thema der ethnischen Ungleichheit im deutschen Bildungssystem haben gezeigt, dass die Sprache, die im Elternhaus gesprochen wird, in der zweiten Migrationsgenerationen eine Auswirkung auf den Schulerfolg/Bildungserfolg hat. Die Kenntnisse und Fähigkeiten der Eltern spielen hierbei für die soziale Platzierung ihrer Kinder eine entscheidende Rolle. Die Bildungsbeteiligung und der Bildungserfolg von Migrantenkindern kann dementsprechend als eine Bildungsinvestition der Eltern in ihre Kinder verstanden werden. Die intergenerationale Transmission von Kapital hängt also von zweierlei Faktoren ab: in erster Linie ob und in welchem Ausmaß ökonomisches, soziales und kulturelles

Kapital vorhanden ist und wie viel für die nachfolgenden Generationen zur Verfügung steht (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 25).

Zudem bestimmt die Struktur des deutschen/österreichischen Schulsystems die Rahmenbedingungen, unter denen die intergenerationale Transmission in Migrantenfamilien möglich und erfolgreich sein kann. Dementsprechend wird die strukturelle Positionierung der Migrantenkinder durch das Kapital, das den Eltern für eine Investition und Weitergabe zur Verfügung steht, bestimmt. Die (meisten) MigrantInnen in Deutschland und Österreich sind hierbei hinsichtlich der ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitalausstattung benachteiligt (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 25).

Wie sich diese zwei Faktoren konkret auf die Bildungsbeteiligung und -erfolge auswirken können, wird im Folgenden an den einzelnen Kapitalausstattungen veranschaulicht:

- Das ökonomische Kapital steht für viele MigrantInnen nicht in größerem Umfang zur Verfügung, da diese in der Herkunftsgesellschaft kaum ökonomisches Kapital besitzen, welches sie in die Aufnahmegesellschaft übernehmen könnten. Ganz im Gegenteil wandern viele MigrantInnen aus, um im Aufnahmeland möglichst schnell an viel ökonomisches Kapital zu gelangen und ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Beim Thema Bildungsbeteiligung und -erfolge hat das ökonomische Kapital in Deutschland/Österreich jedoch eine eher untergeordnete Bedeutung, da Bildung in diesen Ländern größtenteils nicht mit Kosten verbunden ist.
- Zum sozialen Kapital: die sozialen Netzwerke der MigrantInnen sind zunächst ausschließlich auf die Herkunftsgesellschaft beschränkt und sind in der Aufnahmegesellschaft in ihrer Reichweite begrenzt oder kaum vorhanden, da die Migration mit einem Verlust des sozialen Kapitals und der Netzwerke einhergeht. Die Ergebnisse von Hagan et al. (1996) zeigen wiederum, dass der Verlust außerfamiliärer sozialer Kontakte durch den verstärkten Einsatz innerfamiliären sozialen Kapitals kompensiert werden kann. (vgl. Diefenbach & Nauck 1997, S. 282). Da das soziale Kapital in den Migrantenfamilien nur eingeschränkt zur Verfügung steht, kann sich dieses nicht positiv auf den Bildungserfolg auswirken.
- Das kulturelle Kapital steht den meisten MigrantInnen ebenfalls kaum zur Verfügung. Die Migrantenfamilien sind dadurch benachteiligt, „dass die Einwanderergeneration ihr institutionalisiertes kulturelles Kapital nicht in der Aufnahmegesellschaft erworben hat. Kulturelles Kapital in institutionalisierter Form (Bildungszertifikate) ist nur soweit von

einem in den anderen gesellschaftlichen Kontext transferierbar, wie es im Aufnahmekontext als legitim anerkannt wird“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 26). Oft verlieren Zertifikate und Abschlüsse im Falle einer Anerkennung im Aufnahmeland an Wert. In diesem Fall ist die erste Generation von einem sozialen Abstieg betroffen, welcher sich langfristig (negativ) auf die Chancen der nächsten Generation auswirkt, da ihnen die Kapitalausstattungen in der Elterngeneration fehlen. Durch die Abwertung und den Verlust von kulturellem Kapital im Zuge der Migration erfolgt die intergenerationale Transmission von kulturellem Kapital in Migrantenfamilien in abgeschwächter Form.

Für den Bildungserfolg der Kinder aus Migrantenfamilien spielt die Struktur des deutschen/österreichischen Schulsystems eine entscheidende Rolle. Mithilfe der Bildungsinstitutionen können die ungleichen Ausstattungen in der Familie entweder ausgeglichen oder verstärkt werden. Untersuchungen bestätigen hierbei, dass im Falle Deutschlands eine Verstärkung der Ungleichheiten zutrifft. Es wurde bestätigt, dass ein außerordentlich starker Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und erworbenen Kompetenzen in allen schulischen Bereichen existiert. Die institutionellen Rahmenbedingungen begünstigen hierbei die Kinder, die bereits durch ihre familiäre Sozialisation die Voraussetzung für das erfolgreiche Durchlaufen der Bildungseinrichtungen besitzen und benachteiligen die Kinder umso mehr, welche bereits ungenügende Möglichkeiten und Kapitalausstattungen haben (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 27 f.).

Das bedeutet: Je mehr die Bildungswege von einer ‚normalen‘ Bildungs- und Berufskarriere abweichen, desto größer ist die Benachteiligung. „Die stärkere schrittweise Aussortierung von Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien führt letztendlich dazu, dass für sie eine signifikant größere Wahrscheinlichkeit besteht, in weniger aussichtsreichen Bildungswegen zu gelangen“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 28). Dementsprechend spielen bei der sozialen Platzierung der Migrantenkinder neben den Kapitalausstattungen auch die Rahmenbedingungen im Bildungssystem eine Rolle, im Rahmen dieser die Kapitalien zur (weiteren) Akkumulation von Kapitalien eingesetzt werden können (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 27 f.).

Die bei griechischen und türkischen Familien durchgeführten Analysen ergaben, dass die Variablen Alter der Mutter, Einreisearchter des Kindes, Deutschkenntnisse der Eltern und das kulturelle Klima im Elternhaus eine große Bedeutung für die Bildungserfolge der Kinder haben, weil mit ihnen die familiären Sozialisationsbedingungen variieren, im Rahmen derer die intergenerationale Transmission von Kapitalien stattfindet. „Für beide Nationalitäten, Griechen und Türken, gilt gleichermaßen, dass die Wahrscheinlichkeit Abitur zu machen, mit einem kulturell-

assimilativen Elternhaus und zunehmenden Deutschkenntnissen der Eltern steigt und mit zunehmendem Einreisealter und höherer Geschwisterzahl sinkt“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 29). Die Analysen ergaben zudem, dass griechische Migrantenkinder im Vergleich zu türkischen Migrantenkindern günstigere Bedingungen für einen Erfolg im deutschen Bildungssystem haben. „Die Ergebnisse hinsichtlich der Bedeutung intergenerationaler Transmission von Kapitalien in Deutschland zeigen klar, dass die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen in den Familien einen ausschlaggebenden Faktor für den schulischen und damit beruflichen Erfolg darstellen“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 29).

Resümierend wurden die Unterschiede zwischen den deutschen Familien und Migrantenfamilien kleiner, doch erfahren die Folgegenerationen weiterhin eine deutlich schlechtere strukturelle Platzierung. Ihre Bildungsbeteiligung und ihre Bildungserfolge bleiben weit hinter denen der einheimischen deutschen Kinder und Jugendlichen zurück. Dabei beschreiten die Migrantenkinder die weniger anspruchsvollen Bildungswege und erreichen niedrigere und weniger Abschlüsse im Vergleich zu ihren deutschen MitschülerInnen. „Diese Situation der geringen Akkumulation von kulturellem Kapital ist mit weit reichenden Folgen für ihre Platzierung auf dem Arbeitsmarkt verbunden, denn der Zusammenhang zwischen erworbener Bildung und dem Statusniveau der beruflichen Erstplatzierung ist in Deutschland besonders ausgeprägt (vgl. Deutsches PISA-Konsortium 2001, S. 325). Aus diesen Ergebnissen sollte jedoch nicht der voreilige Schluss gezogen werden, dass sich die ethnischen Unterschiede bei der strukturellen Platzierung in Deutschland bereits unabdingbar stabilisiert haben müssen, denn ‚generation matters‘“ (Steinbach & Nauck 2004, S. 29), wie Alba et al. (1998, S. 149) feststellen. Die dritte Generation ist dementsprechend besser geeignet, um Aussagen über die Eingliederung und strukturellen Assimilation zu machen. Dabei sind bei der dritten Generation größere Schulerfolge zu erwarten (vgl. Steinbach & Nauck 2004, S. 29 f.).

2.5 Bildung

Wie bereits erwähnt, sind MigrantInnen im deutschsprachigen Bildungssystem weiterhin in den leistungsstärkeren Schulzweigen unterrepräsentiert und in den leistungsschwächeren Schulzweigen stark vertreten, dies liegt jedoch nicht an den Bildungserwartungen.

Der CILS4EU-Studie (*Children of Immigrants Longitudinal Survey in Four European Countries*) von Dollmann (2017) kann entnommen werden, dass in Migrantenfamilien durchschnittlich höhere realistische und idealistische Bildungserwartungen als in einheimischen Familien existieren. Es lässt sich anhand der Studie aussagen, dass die Jugendlichen eine höhere Überzeugung (6,3 %) als die einheimischen (lediglich 3,7 %) haben, dass sie im weiteren Verlauf ihrer Schullaufbahn Erfolge erzielen werden. Weiteres schätzen 27,9 % der Migranten-Jugendlichen ihre Erfolgswahrscheinlichkeiten sehr hoch ein. Dieser Wert liegt dagegen bei den einheimischen Jugendlichen bei 20,7 %. Zudem verdeutlicht die Studie, dass ein großer Wille bei Migranten-Jugendlichen besteht, einen Universitätsabschluss zu erreichen und sie sich selbst hohe Erfolge zuschreiben (27,6 %) – im Vergleich zu einheimischen Jugendlichen (14,1 %). Ein Realschulabschluss war hingegen nur von 20,3 % und von 28,3 % der einheimischen Jugendlichen ein Ziel (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 290 f.). Dieser Vergleich führt einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Migranten-Jugendlichen und den einheimischen Jugendlichen vor Augen. In der Forschungsliteratur konnten bisher zwei Erklärungen für die hohen Bildungserwartungen in Migrantenfamilien erarbeitet werden. Zum einen spielt hierbei das Streben nach Aufwärtsmobilität im Generationszusammenhang eine bedeutende Rolle, welches sich sowohl auf die realistischen und als auch auf die idealistischen Bildungsziele bezieht. Zum anderen können die hohen Bildungserwartungen auf das Informationsdefizit über das Bildungssystem bei den Eltern aus Migrantenfamilien zurückgeführt werden, was ausschließlich als Ansatz zur Erklärung der realistischen *Bildungserwartungen* herangezogen werden kann (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 291).

1. Der soziale Aufstieg, welcher oft ein wichtiges Migrationsmotiv darstellt, wird von MigrantInnen der Gastarbeitergeneration oftmals nicht erreicht, da unter anderem die notwendige Bildung und der Zugang fehlt und/oder die zeitlichen und ökonomischen Ressourcen für den Erwerb zu knapp sind. Als erste Generation haben die Personen meist Positionen, die als Berufe mit einem ‚niedrigen Status‘ in der Gesellschaft angesehen werden. Das ist meist der ‚zu zahlende Preis‘, wobei sie dadurch den Nachfolgenerationen bessere Lebensbedingungen zu ermöglichen versuchen. Hierbei wird der Wunsch nach Aufwärtsmobilität an die Kinder weitergegeben, wobei zusätzlich bei Kindern aus Migrantenfamilien mit einem hohen Verantwortungsgefühl gegenüber ihren Eltern zu rechnen ist. Dieses Verantwortungsgefühl führt bei den Kindern zu einem erhöhten Druck, ihre Eltern und Vorfahren nicht zu enttäuschen, schließlich haben diese all die Opfer auf sich genommen, um ihnen ein optionsreicheres Leben zu ermöglichen. Genau dies bestätigt Salikutluk (2016, zit. n. Genoni & Nauck 2020, S. 291 f.) mit ihrer

Studie, dass die Motivation der türkischen Jugendlichen darauf beruht, da sie einen besseren Beruf als den der Eltern ausüben möchten.

2. Zudem sind Eltern aus der ersten Generation weniger gut über die Struktur des Bildungssystems vor Ort informiert, daher überschätzen diese die Realisierungswahrscheinlichkeit der intergenerationalen Mobilitätsbestrebungen und damit den Bildungsweg ihrer Kinder (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 291 f.).

„Die durch die Aspirationen maßgeblich geprägten Bildungsentscheidungen stellen neben den gegebenen familiären Lern- und Entwicklungsbedingungen und der schulischen Performanz einen entscheidenden Faktor für den Bildungserfolg von einheimischen und Migranten-Jugendlichen dar: Werden familiäre Bedingungen und die schulischen Leistungen als mögliche Ursachen für die durchschnittlich schlechtere Platzierung von Migranten im Bildungssystem berücksichtigt, ist bei wichtigen Verzweigungspunkten im deutschen Bildungssystem festzustellen, dass sich Eltern und Kinder aus Migrantenfamilien im Vergleich zu jenen aus einheimischen Familien häufiger für leistungsstärkere Schulgänge entscheiden: Für den Übergang von der Grundschule in die Sekundarstufe belegten dies Kristen und Dollmann (2010). Sie fanden, dass Kinder aus türkischen Familien der 2., 2.5. (nur ein Elternteil und das Kind sind in Deutschland geboren) und 3. Generation häufiger in die Realschule anstelle der Hauptschule wechselten“ (Genoni & Nauck 2020, S. 292).

Für den zweiten Verzweigungspunkt im deutschen Bildungssystem hat Dollmann (2017) festgestellt, dass vor allem in statusniedrigen Migrantenfamilien häufiger Entscheidungen zugunsten des akademischen Bildungswegs getroffen werden.

„Dass Bildungsentscheidungen in Migrantenfamilien (unter Berücksichtigung der familiären Lern- und Erziehungsbedingungen und der schulischen Leistungen) trotzdem häufig positiv ausfallen, verdeutlicht die hohe Bereitschaft der Elterngeneration, für den sozialen Aufstieg ihrer Kinder auch Risiken einzugehen“ (Genoni & Nauck 2020, S. 293). Hohe Bildungsaspirationen und die Entscheidungen, die (zusammen mit dem Kind) zugunsten einer weiterführenden Bildungskarriere getroffen werden, können mit Kosten einhergehen, da für die Eltern ein erhöhtes Risiko besteht, dass sich ihre Kinder durch die bildungsbedingten Anpassungsprozesse von der Familie und der Herkunftskultur entfremden können. In einer vergleichenden Untersuchung von türkischen, vietnamesischen und einheimischen Eltern in Deutschland setzen vor

allem türkische Eltern den Schulbesuch ihrer Kinder mit einer emotionalen Belastung und Entfremdungsrisiken in Zusammenhang (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 293).

Hohe Aspirationen bei Bildungsentscheidungen können durchaus auch einen Vorteil für MigrantInnen schaffen. Neuere Studien haben mitunter gezeigt, dass MigrantInnen bei gleichem sozioökonomischen Status und gleichen schulischen Leistungen des Kindes im Vergleich zu Einheimischen häufig anspruchsvollere Bildungswege wählen, welche sich, wie bereits erwähnt, auf ihre höheren Bildungsaspirationen zurückführen lassen. Die hohen Bildungsaspirationen sind also vorteilhaft für MigrantInnen, jedoch können die anderen Nachteile dadurch nicht ausgeglichen werden. Eine Erklärung, weshalb die Bildungsaspirationen bei MigrantInnen eine geringere Wirkung auf Bildungsergebnisse haben als bei Einheimischen, können die Diskriminierungen sein, welche die MigrantInnen häufiger an der Umsetzung ihrer Aspirationen hindern (vgl. Becker 2010, S. 23). „Eine andere Möglichkeit wäre, dass Migranten aufgrund ihrer geringeren Informiertheit über das Bildungssystem institutionelle Barrieren seltener antizipieren als Einheimische und damit die Erfolgsaussichten höherer Bildungswege stärker überschätzen, jedoch später in der Umsetzungsphase dann häufiger an diesen nicht antizipierten Barrieren scheitern“ (Becker 2010, S. 23).

2.6 Sprache

In Migrantenfamilien wird in erster Linie das herkunftskulturelle Kapital übertragen. Dazu gehört vor allem die Weitergabe der Herkunftssprache. Die Analysen der Erwachsenenkohorte des Deutschen Nationalen Bildungspanels (NEPS) haben die Bedeutung sowohl der Herkunfts- als auch der deutschen Sprache in Migrantenfamilien verdeutlicht. Laut diesen Analysen gaben 20,8 % der türkischstämmigen MigrantInnen, 22,5 % der MigrantInnen aus der ehemaligen Sowjetunion und ca. 5 % der polnischen MigrantInnen an, zuhause ausschließlich eine andere Sprache als Deutsch zu sprechen (vgl. Strobel und Kristen 2015). Der größte Anteil aller untersuchten Herkunftsgruppen nutzte sowohl Deutsch als auch die jeweilige Herkunftssprache in der Familie. Dabei wurden für die einzelnen Gruppen unterschiedliche Gewichtungen bei der Sprachwahl festgestellt: „Während Erwachsene aus türkischen Migrantenfamilien mit 51,3 % meist Türkisch (resp. Kurdisch) und nur 23,6 % von ihnen meist Deutsch in der Familie nutzten, verwendeten die Migranten der anderen beiden Gruppen die deutsche und die Herkunftssprache in etwa gleich oft“ (Genoni & Nauck 2020, S. 289). Hierbei sprachen etwa 40 % der polnischen

MigrantInnen ausschließlich Deutsch zu Hause, vergleichsweise nur 7,4 % der ESU-MigrantInnen und 4,3 % der TürkInnen (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 289).

Hierbei kann eine Sprache nur dann effizient als Kommunikationsmedium eingesetzt werden, wenn beide InteraktionspartnerInnen die gewählte Sprache beherrschen. Bei den MigrantInnen variieren die Deutschkenntnisse und herkunftssprachliche Kompetenz mit der Aufenthaltsdauer bzw. dem Generationenstatus, weshalb MigrantInnen (in der ersten Generation) ihre Herkunftssprache oft besser beherrschen als die deutsche Sprache. „Ihre Kinder wachsen aufgrund ihres Schulbesuchs in der deutschen Aufnahmegesellschaft und des Einflusses des Elternhauses mehrsprachig auf. [...] In der NEPS-Untersuchung von Strobel und Seuring (2016) gaben etwa 60 % der türkischen MigrantInnen-Jugendlichen an, mit ihren Eltern mehrheitlich in der Herkunftssprache zu kommunizieren. Dabei ließen sich praktisch keine Differenzen zwischen dem Sprachgebrauch mit der Mutter und mit dem Vater ausmachen“ (Genoni & Nauck 2020, S. 289 f.). Hingegen gaben etwas weniger als 20 % der Jugendlichen an, dass sie mit ihren Geschwistern mehrheitlich Türkisch/Kurdisch sprechen. Dies zeigt auf, dass der individuelle Sprachgebrauch nicht mit der sprachlichen Kompetenz der Familienangehörigen gleichgesetzt werden darf. Dabei zeigen Eltern mit einem höheren Bildungsniveau ein größeres Interesse, die Herkunftssprache zu bewahren und an die Nachfolgeneration weiterzugeben und diese zum Erlernen der Sprache zu motivieren. Denn für diese stellt Mehrsprachigkeit eine Ressource dar, welche den Kindern vielseitige Berufs- und Karrieremöglichkeiten eröffnet. Die Aufgabe, den Kindern die Herkunftssprache beizubringen, obliegt dabei ausschließlich den Eltern (vgl. Genoni & Nauck 2020, S. 289 f.).

„In der amerikanischen wissenschaftlichen Literatur werden Sprachgebrauch und Mehrsprachigkeit im Migrationskontext meist unter dem Gesichtspunkt des Übergangs hin zum (ausschließlichen) Gebrauch der englischen Lokalsprache durch die Eingewanderten innerhalb von drei Generationen beschrieben“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 23). Diese Sichtweise lässt zwei- oder gemischtsprachigen Realitäten wenig Platz. Gerade solche mehrsprachigen Kontexte sind im heutigen Europa jedoch Realität und haben durch Migration an Bedeutung gewonnen. Aus diesem Grund ist es fraglich, ob das amerikanische Modell die Situation in Europa passend beschreiben und erklären kann. Der Studie von Wyssmüller und Fibbi (2014) liegt hierbei die Hypothese zugrunde, dass sich die europäischen Kontexte deutlich von der Situation in Nordamerika unterscheiden. Dabei gehen sie davon aus, dass im europäischen Kontext die Mehr-

sprachigkeit der Lebensrealität entspricht und diese sich infolge auch positiv auf den intergenerationellen Spracherhalt im Migrationskontext auswirkt (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 23).

Die Autorinnen argumentieren damit, dass in Europa die Mehrsprachigkeit unter mehreren Gesichtspunkten durchaus wünschenswert und naheliegend erscheint. „Zunächst gibt es praktische und affektive Gründe für die Aufrechterhaltung innerfamiliärer Mehrsprachigkeit. Des Weiteren dürften auch Aspekte des außerfamiliären Kontextes eine Rolle spielen. Hinzu kommt, dass in einer durch Kommunikation und Mobilität mehr und mehr vernetzten Welt die Dominanz einer Sprache immer weniger als „normales“ Leitbild gesehen wird“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 24). Im Mittelpunkt ihrer Forschung steht die Bedeutung des Weitervermittels der Herkunftssprache in Migrantenfamilien. Dabei werden zum einen die Intentionen, Strategien und Modalitäten der Sprachvermittlung und Identitätsreproduktion thematisiert, welche MigrantInnen der ersten Generation und der zweiten Generation in Bezug auf ihre Nachkommen entwickeln und umsetzen. Es wird zudem der Frage nachgegangen, auf welche Art die sprachliche Weitergabe an die dritte Generation erfolgt. Weiteres wird der Sprachgebrauch von Jugendlichen der dritten Generation näher betrachtet und aufgezeigt, ob und inwieweit die Beherrschung und der Gebrauch der Herkunftssprache in der Identitätsfindung eine Rolle spielt.

Zahlreiche Forschungsarbeiten haben sich diesen Themen gewidmet und haben darauf hingewiesen, dass der Gebrauch der Herkunftssprache im Allgemeinen mit jeder Generation von Nachkommen abnimmt. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, dass zahlreiche Faktoren, welche die Mehrheitssprache stärken, wirksam sind und diese sich im Verlauf durchsetzt. Diese Entwicklung schließt jedoch das Fortbestehen der Zweisprachigkeit über die zweite Generation hinaus nicht aus. Hierbei können spezifische Kontexte oder geeignete Strategien dazu führen, dass die Herkunftssprache über Generationen hinweg ‚überlebt‘ (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 25).

In einem soziolinguistischen Forschungsprojekt wurden hierbei zahlreiche Faktoren herausgearbeitet, welche einen Einfluss auf den Prozess der Sprachverschiebung haben. Unter anderem spielen Faktoren wie die räumliche Konzentration und Gruppengröße von SprecherInnen der Herkunftssprache eine Rolle. Außerdem ist wichtig, ob eine lokale Gruppe durch kontinuierlichen Zuzug weiterer SprecherInnen vergrößert wird, wie die Intensität transnationaler Beziehungen mit dem Herkunftsland ist. Weitere Faktoren sind die Dauer des Aufenthalts im Aufnahmeland, die am Arbeitsplatz verwendete Sprache oder das Prestige der Herkunftssprache in

der Einwanderungsgesellschaft in den jeweiligen individuellen und familiären Konstellationen (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 25).

Laut Wyssmüller und Fibbi (2014, S. 26) herrscht in Europa eine andere Mentalität, da die sprachliche und kulturelle Vielfalt gefördert wird.

„Die Tatsache, dass das heutige Europa stark von (interner) Migration und Mobilität geprägt ist, dürfte außerdem die Vitalität mehrsprachiger Kontexte insofern befördern, als Transnationalismus eine zunehmend verbreitete Realität darstellt. Der Begriff Transnationalismus verweist darauf, dass wirtschaftliche Tätigkeiten, familiäre und soziale Netzwerke, kulturelle Identitäten oder symbolische Zugehörigkeitsgefühle Menschen über nationale Grenzen hinweg verbinden. Auf der Grundlage dieser Verbundenheitsgefühle bringen MigrantInnen und deren Nachkommen Aspekte ihres „Herkunftskontextes“ (die dabei nicht unbedingt der Realität entsprechen müssen, sondern – gerade bei den Nachkommen-Generationen – zum Teil auch mythisch erhöht werden) mit ihrem Lebenskontext im Immigrationsland in Zusammenhang und entwickeln oft auch mehrfache Zugehörigkeitsgefühle“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 26).

Demnach werden im europäischen Kontext mit der Migration der Herkunftskontext ‚importiert‘ und aufgrund des Transnationalismus auch mehrfache Zugehörigkeiten ermöglicht. Dennoch zeigen die aus der Untersuchung gewonnenen Daten, dass die Lokalsprache spätestens nach Einschulung der Kinder zur dominierenden und bestbeherrschten Sprache der dritten Generation wird. Hierbei war die Mehrheit der befragten Personen aus der dritten Generation gewillt und (einigermaßen) in der Lage, die Interviews in der Sprache ihrer Großeltern (Italienisch und Spanisch) zu führen. Dies deutet auf eine beachtliche Leistung und bemerkenswerte Kenntnisse in der Herkunftssprache der dritten Generation hin, auch wenn die Ausdrucksfähigkeit in der Herkunftssprache variierte (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 28).

„Dies führt uns zu zwei Feststellungen: Obwohl die Lokalsprache in der Wahrnehmung der Jugendlichen der dritten Generation klar die Sprache ist, die sie am besten beherrschen, kann man bei einem Großteil der dritten Generation im Rahmen des Interviews direkt eine funktionale Zweisprachigkeit beobachten. Zudem deuten ihr Auftreten sowie ihre Aussagen darauf hin, dass sich die meisten der befragten Jugendlichen nicht für ihre Kenntnisse in der Herkunftssprache schämen, sondern im Gegenteil Gefallen daran finden, diese (bzw. ihre Zweisprachigkeit) gegenüber

einer unbekanntem Interviewerin unter Beweis zu stellen“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 29).

Für den Erwerb und die Entwicklung der Herkunftssprache bei der dritten Generation sind familiäre Faktoren von großer Bedeutung. Die Sprachverschiebung läuft im Migrationskontext in den einzelnen Familien unterschiedlich ab. Sie kann sich beispielsweise über mehrere Generationen hinwegziehen oder tritt bereits in der zweiten Generation ein und das Sprachverhalten verändert sich deutlich in Richtung der Lokalsprache. Zudem sind auch die Entscheidungen der Eltern und Großeltern über die Weitergabe der Herkunftssprache und deren Sprachverhalten und (selbstwahrgenommene) Sprachkompetenz von entscheidender Bedeutung. Die Sprachkenntnisse und der Sprachgebrauch der Individuen verändern sich stetig. In der ersten und zweiten Generation bestehen je nach Individuum/Familie unterschiedliche Kenntnisse in der Herkunftssprache und der Lokalsprache, welche sich in Folge auf die dritte Generation auswirken und zu Heterogenität führen. Die Konstellation der Eltern und ihr sprachliches Wissen können sich stark auf die sprachlichen Praktiken in der Familie auswirken und beeinflussen zudem die familiäre Sprachweitergabe (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 30).

Demnach wird die Sprache eher in der dritten Generation übernommen, wenn die Herkunftssprache innerhalb der Familie Verwendung findet (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 32). Eine enge Beziehung zu den Großeltern begünstigt hierbei das Erlernen der Herkunftssprache in der dritten Generation. Überdies wurden die Jugendlichen näher analysiert, deren Elternpaare beide die Herkunftssprache sprechen konnten. Dabei wurde festgestellt, „dass nahezu alle die Herkunftssprache im Alltag häufig oder ziemlich häufig gebrauchen. Der Großteil der Jugendlichen praktiziert sie auch innerhalb der Kernfamilie und nahezu alle mindestens in der erweiterten Familie“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 33). Zudem wurden intensive transnationalen Beziehungen zu Verwandten festgestellt. Diese Faktoren scheinen den Erwerb und Gebrauch der Herkunftssprache auch in der dritten Generation stark zu begünstigen (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 33).

Ein späterer Einreisezeitpunkt eines Elternteils scheint sich demnach positiv auf die Häufigkeit des Gebrauchs der Herkunftssprache durch die Jugendlichen auszuwirken. In den Familien, in denen diese Konstellation zu beobachten war, wurde die Herkunftssprache tendenziell als Familiensprache gebraucht und als natürlich empfunden. Die Weitergabe der Herkunftssprache wird dementsprechend in vielen Fällen als selbstverständlich angesehen.

Einen weiteren innerfamiliären Einflussfaktor stellt die Interaktion zwischen Geschwistern dar. Im Rahmen der Studie von Wyssmüller und Fibbi (2014, S. 35) wird deutlich, dass die Erstgeborenen im Vergleich zu den Letztgeborenen die Herkunftssprache einfacher erwerben. Dabei sind die Letztgeborenen durch die Präsenz ihrer älteren Geschwister, welche die Lokalsprache bereits beherrschen, von Beginn an sowohl der Herkunftssprache als auch der Lokalsprache ausgesetzt. Der starke Einfluss der Umgebungssprache setzt dadurch früher ein und der Erwerb der Herkunftssprache kann dadurch erschwert werden.

Ein weiterer Einfluss- und Erklärungsfaktor könnte die Größe der SprecherInnengruppe der Herkunftssprache sein, denn je kleiner die SprecherInnengruppe ist, desto größer ist der Integrationsdruck (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 40). Zudem wird im Rahmen dieser Studie auch aufgezeigt, dass sich die Sprachverwandtschaft als ein Faktor herausstellt, der das Erlernen der Lokalsprache begünstigt (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 40).

In einer vergleichbaren französischen Untersuchung stellte Billiez (1985) fest, „dass in der Wahrnehmung der Kinder von ImmigrantInnen die Lokalsprache zwar eindeutig ihre bestbeherrschte Sprache ist, dass die Sprache ihrer Eltern für sie aber eine fundamentale symbolische Funktion erfüllt. Die von Billiez befragten Jugendlichen zeigen ein großes Bewusstsein für die Unvollständigkeit ihrer Kenntnisse in der Herkunftssprache und nehmen wohl auch darum diese Sprache weniger in ihrer Funktion als Kommunikationsmittel wahr, sondern als Komponente des Familienerbes, als Zugehörigkeitssymbol bzw. Identitätsmarker“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 41). Demnach spielt die Herkunftssprache eine tiefgehende Rolle, insofern sie als ein Teil der Identität und Familienerbes eine symbolische Funktion innehat.

Neben der praktischen Bedeutung der Sprache deuten die Studie von Wyssmüller und Fibbi (2014) darauf hin, dass die Herkunftssprache vor allem als Mittel zur Kommunikation gesehen wird. Dementsprechend haben Jugendliche eine eher instrumentale Haltung gegenüber der Herkunftssprache und der Mehrsprachigkeit. Für sie ist die Beherrschung der Herkunftssprache unter anderem dabei nützlich, auf Reisen zu gehen, sich in anderen Sprachgebieten zu verständigen, weitere Sprachen zu lernen, sowie hilfreich bei der Suche nach einem Arbeitsplatz. Ein Interviewpartner deutet beispielsweise auf die besseren Chancen auf dem Arbeitsmarkt und den ökonomischen Mehrwert hin, den die Mehrsprachigkeit bringen kann. Neben dem vermutetem Mehrwertfaktor in der Arbeitswelt, lassen einige Aussagen der Jugendlichen erkennen, dass auch eine emotionale Bindung in Bezug auf die Herkunftssprache existiert. Demzufolge hat die Herkunftssprache neben einer praktischen auch eine affektive Bedeutung. Denn: „Wer die Herkunftssprache in der Familie erworben hat und im Alltag regelmäßig benutzt, zeigt auch eine

ausgeprägte affektive Verbundenheit mit dieser Sprache. Die praktische und affektive Bedeutung der Herkunftssprache gehen miteinander einher. Umgekehrt nimmt mit abnehmender Häufigkeit des Gebrauchs der Herkunftssprache im Alltag tendenziell auch die emotionale Bedeutung ab, die die Jugendlichen der Herkunftssprache zuschreiben“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 42).

Basierend auf den Analysen zeigt sich, dass obwohl der Gebrauch der Herkunftssprache tendenziell mit jeder Generation abnimmt, dennoch nicht von einer lokalsprachlichen Einsprachigkeit bei den Enkelkindern italienischer und spanischer Einwanderer in der Schweiz ausgegangen werden kann. Vielmehr kann bei vielen Jugendlichen ein solider funktionaler Bilingualismus beobachtet werden, auch bei den Jugendlichen, bei denen ein Elternteil die Herkunftssprache nicht oder nur ansatzweise beherrscht (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 44).

Insgesamt geben die Studien aufschlussreiche Hinweise darauf, wie die der Sprache der Großeltern zugeschriebene Bedeutung und die Kenntnisse in der Herkunftssprache sich auf den identitären Prozess der Jugendlichen auswirken. Die Sprachkenntnisse in der Herkunftssprache sind für die Jugendlichen nicht nur wichtig für ihre Identitätsfindung, vielmehr kann eine Zweisprachigkeit oder das Dasein als Polyglott in europäischen Gesellschaften als ein gewinnbringendes Merkmal angesehen werden. Diese Eigenschaft kann viele Karriere- und Entwicklungsmöglichkeiten bereithalten und somit dem Individuum größere Handlungsspielräume ermöglichen, die der Erst- oder Zweitgeneration verwehrt geblieben sind (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 45).

2.7 Identität

Die Sprache spielt bei der Sozialisation eines Individuums eine wichtige Rolle. Infolgedessen werden auch die Vorstellungen und die Denkweisen der jeweiligen Gruppe übernommen. Im Lebenslauf wird das Individuum Teil verschiedenster sozialer Gruppen und übernimmt deren Sprachgebrauch. Diese Gruppen sind Teile einer großen Sprachgemeinschaft, die das Individuum prägen und bei der Identitätsbildung stark beeinflussen (vgl. Han 2010, S. 208 f.). Georg Herbert Mead (1863-1931) ging ebenfalls davon aus, dass die gesellschaftlichen Erfahrungen die Identitätsbildung prägen. Sowohl das Bewusstsein als auch die Identität werden durch die Gesellschaft – durch die Beziehung zu anderen Individuen – gebildet. Bei der Bildung der Ich-Identität spielen zwei Prozesse eine wichtige Rolle: Zum einen übernimmt das Individuum die

Einstellung und Erwartungen anderer, um dadurch in sozialen Interaktionen die Situationen und die Handlungen besser einschätzen zu können. Das Individuum versetzt sich in die Rolle anderer und betrachtet sich aus deren Sicht (*taking roles*). Zum anderen übernimmt das Individuum die Haltungen und Handlungsweisen seiner Gesellschaft und strukturiert sie im eigenen System (*generalized other*).

Nach Mead setzt sich die Identität (*self*) aus zwei Teilen zusammen, dem *me* und dem *I*. Das *me* ist ein Teil des Selbst, das stark von den Erwartungen und den Vorstellungen der Gesellschaft geprägt ist; es macht den Menschen zu einem Mitglied der Gesellschaft (vgl. Han 2010, S. 211). Das *I* hingegen ist nicht gesellschaftlich geprägt und stellt den individuellen Teil der Identität dar. Beide müssen im Einklang sein, was sich nicht leicht gestaltet, da das Individuum in Interaktion mit anderen Individuen treten muss, um die eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können, ohne auf die eigenen Erwartungen und Wünsche verzichten zu müssen. Doch um nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen und stigmatisiert zu werden, muss das Individuum Kompromisse eingehen. Es muss die Balance zwischen den Erwartungen anderer und den eigenen Bedürfnissen aufrechterhalten.

Hier spielen die Interaktion und die Beteiligung an diesem Prozess eine maßgebliche Rolle, da die Interaktion ein gemeinsames Symbolsystem (zum Beispiel die Sprache) voraussetzt, durch welches gemeinsame Erwartungen, Verhaltens- und Interaktionsschemata weitergegeben werden können (vgl. Han 2010, S. 212). Bezogen auf die türkischen MigrantInnen heißt dies, dass sie losgelöst aus dem alten Bezugs- und Symbolsystem nach Österreich einwandern, ohne die Deutungs- und Interpretationssysteme der österreichischen Gesellschaft zu kennen. Diese Situation führt zu psychischem Druck. Zudem werden sie aufgrund der Desozialisierung in der Aufnahmegesellschaft mit Unsicherheiten konfrontiert. Dadurch sind die MigrantInnen einer langen Prozedur ausgeliefert, in der sie die in der neuen Heimat geltenden Wertvorstellungen, die Sprache, die Kultur und die sozialen Rollen zu erlernen haben.

Hierbei wird der Familie in der Identitätsbildung sowohl durch Interaktionen als auch als ein identitätsbildendes Setting eine maßgebliche Rolle zugeschrieben. Besonders die Adoleszenz wird als eine Phase intensiver Selbstfindung/Selbstdefinition beschrieben, da in dieser Lebensphase die eigene Identität konstruiert wird.

„Die Jugendlichen experimentieren mit verschiedenen sozialen Rollen, beschäftigen sich intensiv mit Werten und Normen, erwägen unterschiedliche Lebensent-

würfe und Gruppenzugehörigkeiten. In dieser Phase des Übergangs ins Erwachsenenleben und der Ablösung von der Primärgruppe kommt der Peergruppe als einer Art „Familienersatz“ besondere Bedeutung zu“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 36).

Bis dahin orientieren sich Kinder an den Weltbildern und Vorstellungen ihrer Eltern, doch ab der Adoleszenz werden die Jugendlichen selbstbestimmter und richten sich stärker an ihren Peers aus. Im Kontakt mit den Peers können sie in diesem Schritt auch auf bestimmte Unterschiede aufmerksam werden, welche von der familiären Herkunft ausgehen und sie prägen. Sie möchten nun nicht mehr gleich sein, sondern streben nach mehr Individualität. In diesen Phasen können Kenntnisse in der Herkunftssprache und ihr Gebrauch für die zweisprachigen Jugendlichen von Bedeutung sein, da sie als Zeichen von Individualität eingesetzt werden können (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 36).

Auch das Peer-Umfeld scheint einen gewissen Einfluss auf die sprachlichen Praktiken der befragten Jugendlichen auszuüben. Je mehr Menschen im Umfeld der Jugendlichen die Herkunftssprache sprechen, desto wahrscheinlicher ist auch ihr Gebrauch durch sie (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 36). Die Zwei- oder Mehrsprachigkeit ist im Peerumfeld vieler Jugendlichen eher die Norm als eine Ausnahme. Zudem beschränkt sich das nicht nur auf die Jugendlichen mit Migrationshintergrund, sondern wird auch von einheimischen Jugendlichen zunehmend angestrebt und praktiziert (vgl. Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 37). Dementsprechend wird eine Zwei- oder Mehrsprachigkeit nicht negativ, sondern als wünschenswert angesehen/empfohlen.

Dabei hat die Sprache, wie bereits erwähnt, sowohl eine praktische als auch eine Identitätsfunktion:

„Die identitäre Funktion der Herkunftssprache und Mehrsprachigkeit begründet sich in der Beziehung zwischen Sprache und sozialer Identifikation. Durch die Betonung bestimmter Merkmale bzw. Differenzen markieren soziale Akteure die Grenzen zwischen sozialen Gruppen, um die Wahrnehmung ihrer (Nicht-) Zugehörigkeit von innen wie auch von außen sicher zu stellen. Diesen Zugehörigkeits- bzw. Abgrenzungssymbolen oder „Markern“ wird identitätsstiftende Wirkung zugeschrieben. Auch Sprache kann in diesem Sinne als Differenz- und Grenzmarker funktionieren: Anhand ihrer sprachlichen Handlungen kann eine Person von anderen einer Gruppe/Kategorie zugeordnet werden, und sie selber kann durch ihren Sprachgebrauch Gruppenzugehörigkeiten, und damit Aspekte ihrer sozialen Identität, preisgeben“ (Wyssmüller & Fibbi 2014, S. 41).

Die Sprache hat demnach eine identitätsstiftende Wirkung, anhand dieser beispielsweise (Nicht-)Zugehörigkeiten festgehalten und erkannt werden können.

Ausgehend von einer Migrationserfahrung wurden in diesem Abschnitt einige wichtige Teilbereiche aufgegriffen und theoretisch eingebettet, welche dem Verständnis der migrationsbedingten Vorgänge, vor allem im Bezug zur Familie, dienen. Diese wurden im Folgenden mit dem methodischen Vorgehen geknüpft.

3 Methodologische Vorgehensweise

3.1 Erhebungsmethode

3.1.1 Das narrative Interview

Das narrative Interview wurde von dem Soziologen Fritz Schütze entwickelt worden. Diese Methode stützt sich auf eine Reihe von Annahmen über die Erinnerung und Darstellung von Erlebnissen und wird auch als „Erzähltheorie“ bezeichnet, denn sie bezieht sich auf die Reproduktion von eigenen Erlebnissen in Form von (Stegreif-)Erzählungen, also unvorbereiteten Erzählungen (vgl. Küsters 2009, S. 688). Zudem wird in der Analyse von Labov und Waletzky die soziale Kontextualisierung des Erzählens hervorgehoben: Erzählungen haben demzufolge eine „evaluative“ Funktion, da sie auf einen Stimulus aus dem sozialen Kontext reagieren (1973, 79, S. 114-122, S. 125). Diese Untersuchung zeigt, dass es in direkten Interaktionen möglich ist, spontane Darstellungen zu erhalten, die die erinnerten Erlebnisse der erzählenden Person wiedergeben (vgl. Küsters 2009, S. 688). In den Erzählsituationen existieren die sogenannten „Zugzwänge der Sachverhaltsdarstellung“ (Kallmeyer & Schütze 1977, S. 162, 187 f.):

- Der Detaillierungszwang ermöglicht eine Erzählkette, also eine Erzählung mit einem chronologischen und inhaltlichen Zusammenhang und in einem Detailgrad, der für die Nachvollziehbarkeit des Erzählten notwendig ist.
- Der Gestaltschließungszwang bewirkt die Vollständigkeit beim Erzählen, sodass trotz Hemmungen und innerer Widerstände das Gespräch weitergeführt wird.
- Der Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang bewirkt, dass der Erzähler/die Erzählerin aus der Fülle von Erinnerungen kleine Handlungen thematisch auswählt und so eine kohärente Geschichte formuliert.

Der Grund, weshalb diese drei Zugzwänge in Stegreiferzählungen auftreten, ist, dass es sich um eine direkte Interaktion handelt, bei der einem/einer ZuhörerIn ein vergangener Prozess nachvollziehbar erzählt werden muss (vgl. Küsters 2009, S. 689). Im Rahmen eines narrativen Interviews wird die befragte Person aufgefordert auf eine Eingangsfrage bzw. Erzählaufforderung ohne Unterbrechungen, ohne Vorgaben und in großer Ausführlichkeit zu antworten. Somit sollen Handlungsprozesse erhoben werden, an denen die befragte Person selbst beteiligt war.

Dabei soll das Interview nicht mit bereits vorgefertigten Fragen geführt werden, sondern die Richtung des Interviews soll hierbei den befragten Personen selbst überlassen und strukturiert werden. Auf diese Art und Weise wird eine große Offenheit ermöglicht und der Einfluss der interviewenden Person, soweit es möglich ist, minimiert (Küsters 2009, S. 687). Dies stellt eine Besonderheit der Methode dar, da die befragten Personen zum freien Erzählen animiert werden sollen. Durch freies Erzählen über die erlebten Ereignisse sollen subjektive Bedeutungsstrukturen herausgefiltert werden, welche sich durch das systematische Abfragen verschließen würden. Denn auch im Alltag sind die Erzählungen frei/spontan und spielen eine bedeutende Rolle.

In der ersten Erhebungsphase sollen die eigenen forschungsbedingten Vorannahmen in erster Linie zurückgestellt werden (vgl. Rosenthal 2005, S. 53). Bezogen auf das Forschungsinteresse können im Vorhinein Themen vordefiniert und festgelegt werden. Hierbei muss die Offenheit dennoch gefördert und jegliche Eingrenzung und Beeinflussung vermieden werden. Zudem ist es wichtig, dass vorab keine Fragen festgelegt werden, da sich die Fragen aus den Interviews und aus den Gesprächen entwickeln sollen. Die Aufgabe der ForscherInnen ist es, sich vor allem an den Bedürfnissen und Präferenzen der befragten Personen zu orientieren (vgl. Rosenthal 2005, S. 54). Die Offenheit betrifft hierbei nicht nur den Erzählvorgang, sondern auch die nächsten Schritte im Forschungsprozess, welche nicht fest verankert sein und an die vorläufigen Ergebnisse angepasst werden sollen. Dies ermöglicht den Forschenden, sich im Forschungsprozess an der Untersuchungsgruppe zu orientieren. Überdies sollte die Forschungsfrage nicht starr ausformuliert, sondern offen für Veränderungen sein. Im besten Fall wird diese dem Forschungsprozess angepasst und dadurch der qualitativen Herangehensweise gerecht.

Der erste Schritt erfolgt durch die Kontaktaufnahme mit Personen, welche zum Forschungsvorhaben passen, wobei sich das ‚Sampling‘ an den theoretischen Annahmen und an dem Forschungsinteresse orientiert. Zuvor muss der Erzählgegenstand bestimmt werden. Die Frage ist hierbei, wie der Kontakt zu bestimmten Gruppen am besten hergestellt werden kann. Zudem müssen InterviewpartnerInnen in Erwägung gezogen werden, welche eine Erzählung zu dem Erzählgegenstand präsentieren können. Im Rahmen der Interviewsituation wird dem/der Interviewpartner/in mit einer Eingangsfrage zunächst das Thema vorgestellt und begründet. So wird eine Vertrauensbasis hergestellt, welche dem/der Interviewpartner/in eine freie Erzählung zum Thema ermöglicht. Im nächsten Schritt beginnt das narrative Interview mit einer Eingangsfrage (Erzählstimulus), die sich auf die Erlebnisse der befragten Person bezieht und eine Beantwortung in Form einer Erzählung erlaubt (vgl. Schütze 1983, S. 285). In der Biographieforschung

lautet dieser häufig: „Bitte erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte/Bitte erzählen Sie mir von Ihrem Leben.“ Im Erfolgsfall ist mit einer vollständigen Erzählung zu rechnen, wobei die befragte Person nicht unterbrochen wird, da diese nicht von ihrer Erzählung abgebracht werden soll. Eine Redeübernahme durch die interviewende Person geschieht erst, nachdem von der befragten Person die Erzählung ausdrücklich abgeschlossen wird (vgl. Küsters 2009, S. 689 f.). Dabei wird bei der Erhebung von narrativen Interviews eine Doppelstrategie verfolgt.

„Einerseits imitiert das narrative Interview eine alltäglich, „natürlich“ vorkommende Interaktion: das spontane Erzählen eigener Erfahrungen in Face-to-Face-Interaktionen. Andererseits enthebt das narrative Interview die Interaktion dem Kontext der Alltagserfahrung, indem es die normalerweise wechselnden Interaktionsrollen von „Sprecher“ und „Zuhörer“ polarisiert: Die Redeverteilung wird fast völlig asymmetrisch – Einer erzählt, der Andere hört nahezu vollständig schweigend zu“ (Küsters 2009, S. 689).

Mithilfe dieser Strategien sollen die Erzählungen über die Erlebnisse möglichst vollständig und mit möglichst geringer Intervention durch die interviewende Person reproduziert werden. Zum anderen ist das Zuhören, die Anwesenheit und Aufforderung der zuhörenden Person an die erzählende Person notwendig, da diese das vollständige Wirken der Zugzwänge des Erzählens sichern (vgl. Küsters 2009, S. 689).

Anschließend beginnt die Nachfragephase mit den sog. immanenten Fragen, mit denen das in der Haupterzählung angedeutete, aber nicht ausformulierte Erzählpotential detailliert ausgeschöpft wird (vgl. Schütze 1983, S. 285). Die interviewende Person hat hier die Aufgabe, aufmerksam zuzuhören und sich diese Stellen zu notieren. Diese werden nun in der Reihenfolge der Erzählung durch Fragen thematisiert. Wenn das Erzählpotential ausgeschöpft ist, folgen die exmanenten Fragen in der abschließenden Phase des Interviews. Die in diesem Schritt eingesetzte Fragetechnik zeigt eine gewisse Ähnlichkeit zum Leitfadeninterview. Die exmanenten Fragen behandeln das „Warum“ und versuchen die erzählende Person zur Verbalisierung einer Selbstdeutung zu animieren (vgl. Schütze 1983, S. 285). Im letzten Schritt kann die Erhebung von sozio-demographischen Daten erfolgen, soweit diese im Interview selbst nicht schon thematisiert wurden (vgl. Küsters 2009, S. 690)

3.1.2 Leitfadeninterview

In einem Forschungsprojekt, in dem der Einsatz von Leitfadeninterviews in Erwägung gezogen wird, wird meist ein einziger Leitfaden entwickelt, der allen Interviews als Basis zugrunde liegt. Dadurch können die einzelnen Interviews gut miteinander verglichen werden (vgl. Helfferich 2019, S. 675).

Hierbei kann ein Leitfaden aus einer Liste vorgegebener, in fester Reihenfolge stehender offener Fragen aus mehreren ‚Erzählaufforderungen‘ oder aus einer Kombination von diesen bestehen. Die Fragen können sowohl ausformuliert als auch flexibel vorformuliert sein oder werden im Interview flexibel angesprochen – die Stichworte des Leitfadens dienen als Erinnerungstütze (vgl. Helfferich 2019, S. 675). Demnach gibt es eine breite Spanne an Ausgestaltungsmöglichkeiten des Leitfadens, welche von einem kaum ausformulierten bis zu einem vollkommen strukturierten Leitfaden reicht (vgl. Helfferich 2019, S. 675 f.). Der formale Aufbau des Leitfadens erfolgt in drei Schritten:

1. Wichtig ist, dass den befragten Personen die Möglichkeit gegeben wird, sich so frei wie möglich äußern zu können. Die Erzählaufforderung sollte dabei so formuliert werden, dass möglichst viele interessante und relevante Inhalte angesprochen werden.
2. In einem zweiten Schritt werden diejenigen Aspekte nachgefragt, welche zuvor im Forschungsprozess nicht ein- und vorgeplant wurden.
3. Im abschließenden Teil des Interviews werden die strukturierten und vorgefertigten Fragen gestellt.

Die Kombination aus offenen Fragen/Anstößen und den immanenten Nachfragen führt dazu, dass drei wesentliche Anforderungen eines Leitfadens erfüllt werden:

- Offenheit: Interventionen und Einschränkungen sollten, wenn möglich, vermieden werden.
- Übersichtlichkeit: Der Leitfaden muss übersichtlich sein, im Idealfall so übersichtlich, dass er vom Interviewer/von der Interviewerin erinnert werden kann.
- Anschmiegen an den Erzählfluss: Der Leitfaden sollte dem Erinnerungs- oder Argumentationsfluss folgen und sollte nicht von abrupten Sprüngen und Themenwechseln gekennzeichnet sein. Einstellungs- und Bewertungsfragen gehören in einen eigenen Abschnitt. Spontane Äußerung sollten immer Priorität vor dem Einhalten einer Reihenfolge der Fragen haben, da diese für die befragten Personen relevant sind und auch im

Nachhinein auf die vorbestimmten Fragen eingegangen werden kann (vgl. Helfferich 2019, S. 676 f.).

3.1.3 Kombination der Methoden

Basierend auf dem generationellen Forschungsinteresse ist in erster Linie die Erhebungsmethode der narrativen Interviewführung ausgewählt worden. Mithilfe einer Einstiegsequenz wurden die befragten Personen dazu aufgefordert, über die Lebensgeschichte zu berichten, dementsprechend war ein frühes Ansetzen der Darstellung der Biographie/Lebensgeschichte das oberste Ziel. Dadurch sollten auch die Übergänge und Überschneidungen zwischen den Biografien und Verläufen innerhalb der Generationen besser nachvollziehbar und ersichtlich werden. Daraufhin wurden einige Themen und Fragenkomplexe erwogen, welche im Rahmen der Interviews als wünschenswert und wichtig betrachtet worden sind. Doch sollten diese überwiegend als thematische Vorlage und keinem Frage-Antwort-Modus dienen. In den ersten Interviews wurde kaum auf die vorgefertigten Themen- und Fragenkomplexe zurückgegriffen, weil die Gespräche fließend verliefen und die Themen überwiegend auch automatisch angesprochen wurden. Wo das nicht der Fall oder eine Ankurbelung der Erzählung notwendig war, wurden die Themen in der Nachfragephase behandelt.

In der Gastarbeitergeneration und der zweiten Generation kam die Einstiegssequenz gut an, woraufhin fast alle befragten Personen (aus diesen beiden Generationen) mit der Erzählung bei ihrer Kindheit angesetzt und einen Verlauf ihrer Lebensgeschichte dargestellt haben. Nur der Großvater der Familie begann seine Erzählung mit seiner Migration nach Österreich, wobei dies als ein relevantes und einschlägiges Lebensereignis verstanden werden kann. Dabei wurde nur in der Nachfragephase auf die im Vorhinein festgelegten Themen- und Fragekomplexe zurückgegriffen. Da viele dieser Themen bereits im Erzählfluss angeschnitten wurden, waren in diesem Schritt nähere und detaillierte Nachfragen möglich. Hingegen wirkte die offene und erzählgenerierende Einstiegsequenz für die dritte Generation überfordernd und verwirrend, woraufhin der älteren Enkeltochter beispielsweise erklärt wurde, wie die Frage verstanden werden solle (inhaltliche Klarstellung). Beide Enkeltöchter benötigten mehr Zeit zum Nachdenken.

Im Vergleich dazu erzählten die ersten zwei Generationen flüssig. Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass sie über mehr Lebenserfahrung verfügen und vermutlich mehr/öfter die Möglichkeiten hatten, ihre Lebensschritte und Verläufe zu reflektieren. Weil der Redefluss bei der Befragung der dritten Generation häufiger stockte und um die Interviews anzukurbeln und

gezieltere Antworten zu erhalten, wurde hier vermehrt auf die vorgefertigten Themen- und Fragekomplexe zurückgegriffen. Vor allem das letzte Gespräch mit dem jüngsten Familienmitglied war durch lange Pausen, Überlegungen und kurze Antworten gekennzeichnet, woraufhin die Interviewerin die Fragen öfter stellen und ausführlicher erklären musste. Während des Transkriptionsprozesses wurden einige Interviewstellen notiert, in denen die Interviewerin teilweise vorzeitig intervenierte und der befragten Person womöglich nicht genügend Möglichkeit zum Antworten gegeben hat. Dies wird auf die zögerliche und nachdenkliche Art der befragten Person zurückgeführt. In der Erhebungsphase wurde also eine Kombination aus narrativen Interviews und Leitfadeninterviews gewählt, wobei diese an die jeweiligen Interviewsituationen angepasst wurden.

3.1.4 Eine Fallstudie

Der Begriff *Fall* kann Vielfältiges bezeichnen. So kann er etwa die klassischen Gegenstände der Sozialforschung – Einzelpersonen, Personengruppen, Organisationen/Netzwerke oder ganze Gesellschaften bzw. Kulturen – betreffen oder auch anderen Formen sozialer Zusammenhänge wie soziale Prozesse oder einzelne Situationen. Zudem gibt es verschiedene sozialwissenschaftliche Disziplinen, die mit Fallstudien arbeiten, vor allem im Kontext der Stadt-, Biographie- und Organisationsforschung (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 619).

„Bei der Einzelfallanalyse (Case Study) handelt es sich demnach um eine umfassende Forschungsstrategie, bei der eine abgrenzbare Einheit – ein Fall – in ihren Binnenstrukturen und Umweltverhältnissen umfassend verstanden werden soll“ (Hering & Schmidt, S. 529). Dabei kann die Einzelfallstudie sowohl standardisierte wie nichtstandardisierte Erhebungs- und Auswertungsverfahren umfassen, gelangt jedoch eher in der qualitativen Tradition der Sozialforschung zum Einsatz. Es soll die Untersuchungseinheit im Verlauf des Forschungsprozesses umfassend verstanden und erklärt werden. „Weiterhin wird der Fall in seiner natürlichen Umgebung untersucht – die Abgrenzung zwischen Fall und Umgebung ist fließend“ (Hering & Schmidt, S. 529). Für Fallstudien sind die Rahmenbedingungen nicht als Störvariablen auszuschließen, sondern sie liegen vielmehr explizit im Erkenntnisinteresse des Vorhabens. Daher sollte bei der Anwendung dieser Forschungsmethode den vielfältigen Facetten des Falls gefolgt, ihre Komplexität möglichst umfassend dargestellt und dabei ein Forschungsdesign angestrebt werden, welches die nötigen Verfahrensstrategien vereint (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 619 f.).

Im Rahmen einer Fallanalyse werden in der Regel ein bis zwei Fälle bearbeitet (vergleichendes Design). Die Auswahl der Fälle erfolgt hierbei gezielt, sodass sie im Hinblick auf das spezifische Erkenntnisinteresse bewusst ausgewählt werden. Dabei generiert sich die Auswahl aus einer mehr oder weniger stark strukturierten Vorstellung über das Forschungsvorhaben zu Beginn der Untersuchung. Das Forschungsvorhaben kann dabei unterschiedlich stark eingegrenzt werden, jedoch muss das Interesse begründet und definiert sein. Die Auswahl des Falles hängt stark vom Erkenntnisinteresse ab und lehnt sich an Vorstellungen, Vermutungen und Erwartungen an (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 620).

Das Forschungsinteresse stellt hierbei den Ausgangspunkt dar, wobei dieses sich im Forschungsprozess verändern kann und in Folge auch eine Anpassung des Falles nach sich zieht. Dem Forschungsinteresse folgt die Aufstellung des Forschungsdesigns. Dieses wird von der Entscheidung geprägt, ob ein Einzelfall untersucht oder ein Fallvergleich vorgenommen wird. Zudem sollte ebenfalls eine Forschungsfrage formuliert werden (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 627).

Grundlegend sind in den Fallstudien zwei idealtypische Forschungsdesigns zu unterscheiden, welche in weiterer Folge die Auswahl, Erhebung und Auswertung der Daten beeinflussen. Unterschieden wird zwischen einem linearen Vorgehen einerseits, welches durch ein relativ feststehendes Forschungsdesign gekennzeichnet ist; nach der Festlegung des Forschungsinteresses und Designs folgen Datenerhebung und Auswertung sowie eine theoretische Verallgemeinerung. Andererseits kann ein Vorgehen zur Anwendung kommen, bei dem im Zuge der Theoriegenese der Fall immer weiter spezifiziert wird (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 623). Eine Eingrenzung des Falles sollte zu Beginn des Forschungsprozesses zugunsten von Offenheit weitestmöglich vermieden werden.

Die Datenauswahl hängt dabei vor allem von der Abgrenzung und dem Erkenntnisinteresse ab; das Ziel ist ein tieferes Verständnis des Falles, wobei u. a. Archivdaten, Dokumente, (nicht-)teilnehmende Beobachtungen, qualitative Interviews, Statistiken, Umfragen, aber auch Bild- und Tonmaterialien sowie Objekte als mögliche Informationsquellen herangezogen werden können. Es können auch verschiedene Informationsquellen beansprucht und kombiniert werden. Der Datenerhebungsprozess beginnt meist vor dem eigentlichen Start der Fallanalyse, da bereits davor schon Hintergrundinformationen gesammelt werden, die später wieder Verwendung finden können. Die Einhaltung eines vorher festgelegten Forschungsdesigns ist dabei meist eine Voraussetzung (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 624 f.).

Im Rahmen des Analyseverfahrens ist es ebenso möglich, qualitative und quantitative Ansätze zu kombinieren, wobei die Methodik an die vorhandenen Datentypen anzupassen und entsprechend des Erkenntnisinteresses auszuwählen ist. In Folge können sie also von Fall zu Fall verschieden sein (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 625). Die Bearbeitung des Falles mit einem Methodenmix führt dazu, dass verschiedene Facetten eines Falles mit der Hilfe von unterschiedlichen Daten- und Auswertungsformen beleuchtet werden können (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 624).

Die Fallinterpretation erfolgt schließlich in Bezug auf die Theorie und das Erkenntnisinteresse. Es sollte dabei besonders darauf geachtet werden, dass die Verbindung der Forschungsfrage mit dem Material und den Ergebnissen klar aufgezeigt wird, da sonst die Nachvollziehbarkeit nicht gegeben ist. Dem vorbeugend, wird eine Forschertriangulation empfohlen, bei der verschiedene Methoden auf das gleiche Phänomen angewendet werden, um mit den Stärken der einen Vorgehensweise die Schwächen der jeweils anderen auszugleichen (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 626).

Hierbei ist die Verallgemeinerbarkeit stets ein Problem, da bei Einzelfällen die Aussagen und beschriebenen Strukturen zunächst auf den konkreten Fall beschränkt sind. Diese aus dem Fall resultierenden abstrakteren Kategorien, Begriffe oder Zusammenhänge sollten auch auf andere Kontexte und Fälle übertragbar sein. Danach sollte die Grundgesamtheit definiert werden, auch wenn diese nur den Einzelfall selbst umfasst. Dieser Schritt ermöglicht es den Forschenden, den Einzelfall klar abzugrenzen (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 626 f.).

Basierend auf den Forschungsinteressen gibt es drei verschiedene Argumentationslinien, welche die Verallgemeinerbarkeit betreffen. Meist können/sollen sich diese überschneiden und wechselseitig (unter-)stützen:

1. Theoriegeleitete Verallgemeinerung: bei dieser Herangehensweise sind die Ergebnisse mit vorhergehenden Forschungen oder Theorien kompatibel und im Einklang, sodass bestärkend und darauf basieren argumentiert werden kann.
2. Empirische Typenbildung durch Wechsel von Fallvergleich und Fallkontrastierung: Das bedeutet eine Kombination aus der kausalanalytischen Logik standardisierter Verfahren mit einer dichten Interpretation von einzelnen Fällen. Die Ergebnisse sind durch die kontrollierte Kombination der Fälle und der eingegrenzten Variablen verallgemeinerbar.

3. Die dritte Möglichkeit der Verallgemeinerung besteht in der internen Bildung von empirischen Zusammenhängen innerhalb eines Falles. Dabei werden durch das Heranziehen seiner zahlreichen Facetten „dichte Theorien“ im Sinne der *Grounded Theory* gebildet. Hierbei muss auf die Daten zurückgegriffen werden, da dies die Plausibilität des Konzepts ausmacht (vgl. Hering & Jungmann 2009, S. 626 f.).

Da das Forschungsinteresse von Beginn an vorbestimmt und fokussiert war, war die Offenheit nur eingeschränkt möglich. Dabei wurde die Familie im Hinblick auf die GastarbeiterInnen-Generation ausgesucht. Hierbei war es wichtig, dass die Familie einer typisch türkischen Familie entspricht, damit Gemeinsamkeiten und Strukturen in den familiären Verläufen plausibler werden. Jedoch muss gleichfalls festgehalten werden, dass keine ‚typisch‘ türkischen Familien existieren, da diese (u. a. in Bezug auf Herkunftsfamilie, Bildungsstatus, Einkommen usw.) komplex strukturiert sind. Wird hingegen die türkischstämmige Familie im Migrationskontext betrachtet, können viele Gemeinsamkeiten für MigrantInnen herausgestellt werden, welche in Österreich beheimatet sind.

Aus diesem Grund wurde eine Familie herangezogen, welche seit drei Generationen in Österreich lebt, also in der Gastarbeitergeneration nach Österreich eingewandert ist und in der Folge durch Familiennachzug vollständig nach Österreich kam. Wie bereits erwähnt, wurde Österreich von den meisten MigrantInnen zunächst nicht als eine dauerhafte Bleibe angesehen, diese Sichtweise hat sich in den folgenden Jahren stark verändert, woraufhin sich die meisten Familien in Österreich ein Leben aufgebaut haben. Nachdem die Kinder der GastarbeiterInnen begonnen hatten, in Österreich die Schule zu besuchen, wurde die Rückkehr erneut hinausgezögert. Nach dem Schulabschluss und den Eheschließungen der Kinder folgte der Ehegatte der zweiten Generation nach Österreich. Mit diesem Schritt wurde die Existenz in Österreich final begründet.

Die Auswahl der Familie beruhte auf den persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen der Forscherin und dem primären Forschungsinteresse, eine Familie näher zu analysieren, welche seit drei Generationen in Österreich lebt, deren Mitglieder als ArbeitsmigrantInnen eingewandert sind und wo sich in der Generationenabfolge ein sozialer Aufstieg ergeben hat. Der soziale Aufstieg wurde dabei anhand des Bildungsstatus der dritten Generation bemessen, da dieser zum einen nachgewiesen werden konnte und zum anderen der Einfluss des Bildungsfaktors im Prozess der Migration, Integration und Etablierung in der Aufnahmegesellschaft als bedeutend und prägend vermutet wurde. Dabei sollte keine theoretische Sättigung erzielt, sondern ein tiefgehendes Verständnis des Forschungsgegenstandes ermöglicht werden.

Die Fallanalyse wurde zudem mit den Erhebungsmethoden des narrativen Interviews und des Leitfadeninterviews realisiert. So sollten die Übergänge, Prozesse und Verläufe zwischen den Generationen offengelegt und nachvollzogen werden. Für die Auswertung wurde die qualitative Inhaltsanalyse herangezogen, mit der die große inhaltliche Menge an Aussagen interpretiert wurde. Darauf basierend sollten mit der Darstellung der Familie A. sowohl allgemeine Tendenzen und Entwicklungen als auch Problemfelder und Grenzen vor Augen geführt werden, welche als Vorlage bei der Beobachtung weiter Migrantenfamilien dienen können.

3.1.5 Feldzugang und Sampling

Da in der vorliegenden Masterarbeit der soziale Aufstieg und seine Auswirkungen im generationellen Verlauf näher betrachtet werden, ist das Arbeiten mit drei Generationen von großer Bedeutung. Daher wurden im Zeitraum von Mai bis Juli 2020 sechs biographische Leitfadeninterviews mit einer türkischstämmigen Familie geführt, welche seit drei Generationen in Wien lebt und speziell in der dritten Generation einen Bildungsaufstieg erlebt hat. Der Bildungsaufstieg erfolgte in Form eines Studiums an einer österreichischen Universität und des Besuchs einer weiterführenden Schule. Der Zugang zum Hochschulsystem bildet hierbei ein Auswahlkriterium, anhand dessen ein sozialer Aufstieg bestimmt werden kann. Dabei fanden alle sechs Interviews *face to face* statt und wurden an unterschiedlichen Orten durchgeführt (in der Wohnung der befragten Personen oder der Interviewerin). Die Dauer der Interviews hat jeweils zwischen 120 und 180 Minuten betragen. Vier der Interviews wurden auf Türkisch und zwei auf Deutsch geführt. Hierbei durften die InterviewpartnerInnen selbst entscheiden, in welcher Sprache sie das Interview führen wollten. Alle Interviews wurden aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die Interviews, welche auf Türkisch geführt wurden, mussten im nächsten Schritt sinngemäß übersetzt werden.

Speziell die Kontaktierung der InterviewpartnerInnen hat sich als eine schwierige Phase erwiesen. Trotz der bestehenden persönlichen Kontakte zu unterschiedlichen Vereinen und dem Zugang zur türkischen Community stellte sich die Suche nach passenden InterviewpartnerInnen als komplex heraus. Obwohl besonders Personen aus der Gastarbeitergeneration gerne auf ihre Erfahrungen, Biografien, Erfolge und Schwierigkeiten aufmerksam machen, haben sich wenige Familien bereit erklärt, am Forschungsvorhaben teilzunehmen. Aus diesem Grund hat sich die Suche im Feld verzögert. Eine Familie, die zuvor zugesagt hatte, fiel im Laufe der Corona-

Pandemie aus, weshalb erneut eine Familie gesucht werden musste. Im Zuge dieser Suche wurde sowohl auf sozialen Medienplattformen auf das Forschungsvorhaben aufmerksam gemacht als auch im Bekanntenkreis nachgefragt. Daraufhin wurde der Kontakt zu Familie A. hergestellt. In der ersten Feldphase wurde die Gastarbeitergeneration interviewt, in der zweiten die zweite Generation (Tochter und Schwiegersohn). Im Rahmen der letzten Phase wurden schließlich die Enkeltöchter interviewt. Fast alle Interviews wurden in Anwesenheit der Interviewerin und der befragten Person realisiert, wobei aufgrund der räumlichen Ressourcen im Interview mit dem Großvater die Ehegattin anwesend war. Dementsprechend waren teilweise zwei Personen an einem Interview beteiligt.

3.1.6 Der Forschungsprozess

Im Rahmen einer qualitativen Herangehensweise sollte Forschenden bewusst sein, dass der Forschungsprozess nicht vollkommen planbar ist, denn Änderungen sind stets möglich. Dies ist jedoch Teil des Forschungsprozesses und sollte thematisiert werden. Deshalb wird in diesem Kapitel ein Einblick in die qualitative Forschungsweise gegeben und im Spezifischen näher auf die Herausforderungen im Feld und auf Anpassungen eingegangen. Dabei spielt die Darstellung eine bedeutsame Rolle, da der Forschungsprozess nicht beschönigt werden soll.

Basierend auf dem Forschungsvorhaben wurden im Forschungsprozess einige Planänderungen durchgeführt. Die erste fand im Rahmen der Suche nach freiwilligen InterviewpartnerInnen statt. Die Suche erwies sich als anspruchsvoller, da keine einzelnen Personen interviewt wurden, sondern eine vollständige Familie, die einem bestimmten Konzept entsprechen sollte.

Einige Male wurden Familien kontaktiert, deren Mitglieder beispielsweise z. T. schon verstorben waren, sich (in der ersten Generation) vorübergehend im Ausland befanden oder nicht an einer Zusammenarbeit interessiert waren. Zudem wurde diese Phase durch die Pandemie bzw. durch die damit verbundenen Einschränkungen und Maßnahmen erschwert. Diesbezüglich kamen etwa virtuelle Interviews für Personen aus der ersten Generation nicht infrage, da hier die nötigen technischen Mittel und das dazugehörige Wissen fehlte. Aufgrund der Einschränkungen verzögerte sich sowohl die Suche als auch die Kontaktaufnahme mit potenziellen InterviewpartnerInnen. Außerdem beschloss die Familie, die zuvor zugesagt hatte, die Zusammenarbeit zu beenden. Somit musste eine neue Familie gefunden werden, wobei auf den Bekanntenkreis zurückgegriffen wurde. Da hier eine bestimmte Vertrauensbeziehung (vor allem zur dritten Generation) bestand, haben die Personen einer Zusammenarbeit zugestimmt und waren

von Beginn an motiviert. Die Beziehung zu den InterviewpartnerInnen bedarf allerdings einer zusätzlichen Reflexion, da sich diese auf den Forschungsprozess auswirken kann.

In erster Linie sollte die Position der Forscherin im Feld näher betrachtet werden, da diese eine wichtige Rolle im Forschungsprozess innehat und einen ebenso wichtigen und persönlichen Bezug zum Forschungsvorhaben und -feld besitzt. Dieser Bezug basiert auf der eigenen familiären Biographie, wobei die erste Generation ebenfalls zu Arbeitszwecken nach Österreich emigrierte und schrittweise die Migration der weiteren Familienmitglieder stattfand. Die schrittweise Migration entspricht derselben Reihenfolge wie bei der befragten Familie. Da die Forschende in einem ähnlichen Umfeld sozialisiert wurde und über das soziale und kulturelle Wissen des Forschungsfeldes verfügte, konnte dieses Wissen als eine Bereicherung erkannt werden. Im Folgenden wird die Nähe und Distanz zum Forschungsfeld analysiert. Die Forschende kann als ein Teil des Forschungsfeldes angesehen werden. Dies deshalb, weil neben der Rolle als forschendes Subjekt auch jene als Person mit türkischem Migrationshintergrund gegeben ist. Weil darüber hinaus eine Altersgleichheit mit der ältesten Enkeltochter besteht, musste stets auf die Wahrung der nötigen Distanz geachtet werden.

Die InterviewpartnerInnen haben die Forschende vor allem als eine vertraute Person empfunden und ihr dementsprechend vermutlich auch mehr anvertraut. Es kann davon ausgegangen werden, dass Forschende, die nicht über das kontextuelle und kulturelle Wissen verfügen, andere Antworten erhalten würden. Eine gewisse Nähe zwischen InterviewpartnerInnen und ForscherInnen kann von Vorteil sein, muss aber im kontextuellen und wissenschaftlichen Rahmen korrekt eingeordnet werden. Durch die Nähe der Forscherin zum Feld sowie durch die Wahrnehmung derselben als ‚Familienmitglied‘ konnte ein Einblick in ‚verborgene‘ Denkweisen und Meinungen stattfinden. Diese Nähe wirkte sich teilweise auch auf die Sprache und Beziehung zwischen der Forscherin und der befragten Person aus. Beispielsweise wandte sich der Großvater mit der Zuschreibung „Dedem“ an die Forscherin. Mit „Dedem“ ist hier implizit gemeint, dass die Forscherin den Befragten als ihren Großvater sehen kann/darf und ihm mit dieser Bezeichnung Respekt zollt.

In diesem Zusammenhang und resultierend aus der Nähe gab der Großvater Ratschläge und erwähnte seine Erwartungen, welche ebenfalls an die Forscherin (und die nächsten Generationen) gerichtet waren. Des Weiteren fragte die Großmutter die Forscherin, ob sie diese Fragen auch ihrer eigenen Großmutter gestellt hat. An dieser Stelle wurden die geteilten Ereignisse und Erfahrungen erneut sichtbar. Da beide Seiten auf gemeinsames (Erfahrungs-)Wissen zurück-

greifen konnten, gestaltete sich die Atmosphäre während des Interviews angenehm. Die Interviews erinnern eher an Gespräche zwischen vertrauten Personen, die von einem gemeinsamen Wissen über Lebensverhältnisse, Werte und Vorstellungen ausgehen und diese miteinander offenkundig teilen.

Obwohl eine Nähe zu allen InterviewpartnerInnen bestand, gab es Unterschiede zwischen den Generationen bezüglich ihrer jeweiligen Zugänglichkeit und Haltung. Während die Mitglieder der ersten und zweiten Generation offen und flüssig über ihre Erfahrungen und Vorstellungen berichteten, zeigte sich die letzte Generation von der Situation und den Fragen überfordert. Bedingt durch ihre Erfahrungen, ihr Alter und das Gefühl, mit einem Familienmitglied zu sprechen, entstand in den Gesprächen mit der ersten Generation eine fürsorgliche Beziehung zwischen den InterviewpartnerInnen und der Forscherin, wohingegen die Interviews der dritten Generation (wahrscheinlich aufgrund der Altersgleichheit) auf Augenhöhe geführt wurden.

Dementsprechend verlangte jede Interviewphase, jeder Schritt im Forschungsprozess und der Kontakt mit den einzelnen Generationen eine neue Herangehensweise, welche die Kommunikation und die Beziehung zwischen der Forschenden und den jeweiligen InterviewpartnerInnen formte. Auch der Inhalt des Fragebogens wurde an den Forschungsprozess angepasst, d. h., dass dieser in jeder Erhebungswelle adaptiert wurde. Das Thema der Migration hatte z. B. in den Biographien der Mitglieder der ersten und zweiten Generation eine prägende Rolle inne, war aber in der dritten Generation nicht mehr von Belang, da die Befragten hier nicht persönlich betroffen waren. Das Thema war nur über die Erfahrungen der älteren Generationen zugänglich, aber insofern von Interesse, als diese Entscheidung der Großelterngeneration für das eigene Leben zwischen den Kulturen fundamentale Auswirkungen hatte.

Familie A.

Im folgenden Abschnitt werden die Familienkonstellationen, Bildungsverläufe, Lebensumstände sowie die gewonnenen Daten detaillierter beschrieben. Dabei werden die Familienmitglieder nach der Migrationsreihenfolge aufgelistet.

Der Großvater
geb.: 1943 in Denizli, Tavas
1971 nach Wien emigriert

Die Großmutter
geb.: 1950 in Denizli, Tavas
1976 nach Wien emigriert

Die Tochter bzw. Mutter
geb.: 1969 in Denizli, Tavas
1977 nach Wien emigriert

Der Schwiegersohn bzw. Vater
geb.: 1965 in Denizli
1992 nach Wien emigriert

Das ältere Enkelkind bzw. ältere Tochter
geb.: 1995 in Wien

Das jüngere Enkelkind bzw. jüngere Tochter
geb.: 2004 in Wien

Der Großvater

Zunächst wurde die Gastarbeitergeneration näher betrachtet, wobei in der ersten Feldphase der Großvater interviewt wurde. Geboren im Jahr 1943 in Denizli/Tavas¹, besuchte er dort die Volksschule. Nach Beendigung der Grundschule nahm er den Beruf eines Schneiders auf und war bis zu seiner Auswanderung, im Jahr 1971, in diesem Bereich tätig. Um mehr Geld verdienen zu können, wanderte er am 13.08.1971 im Rahmen der Arbeitsmigration und des Anwerbeabkommens nach Österreich und begann noch am selben Tag in einer Fabrik zu arbeiten. Die schlechten Arbeitsbedingungen animierten ihn im Weiteren dazu, sich eine besser bezahlte Stelle zu suchen. In den nächsten Jahren wechselte er vermehrt die Arbeitsstelle und holte fünf Jahre später, im Jahr 1976, seine Ehefrau nach Österreich.

Die Großmutter

Die Großmutter ist im Jahr 1950 ebenfalls in der Vorstadt Tavas der türkischen Provinz Denizli geboren. Da sie in jungen Jahren ihre Mutter verlor und mit anderen familiären Problemen zu kämpfen hatte, konnte sie die Schule nicht besuchen. Im Jahr 1968 heiratete sie ihren Ehemann, welcher 1971 als Gastarbeiter nach Österreich ausgewandert war. In den nächsten fünf Jahren lebte sie mit ihren zwei Kindern bei den Schwiegereltern, bis sie im Jahr 1976 ihrem Mann nach Österreich folgte. Dabei ließ sie ihre Kinder bei der Schwiegermutter. In Österreich angekommen, arbeitete sie in unterschiedlichen Fabriken und bekam im Jahr 1978 ihr drittes Kind. Das erste Jahr nach der Migration gestaltete sich emotional schwierig, da sie ihre Kinder vermisste. Der Migrationsprozess, die Trennung von den Kindern und sozialen Kontakten sowie die Reise ins Ungewisse wirkten sich negativ auf ihre Psyche aus, sodass sie unter Depressionen litt und Medikamente einnehmen musste. Fehlende Sprachkenntnisse verschärften die Situation zusätzlich. In den folgenden Jahren wurden die Kinder schrittweise nach Österreich geholt: Erst zog die ältere Tochter und dann zog der jüngere Sohn nach Wien. In den folgenden Jahrzehnten baute sich die Familie ein Leben in Österreich auf. In diesem Zeitraum arbeitete sie in unterschiedlichen Firmen, überwiegend als Reinigungskraft. Seit einigen Jahren ist sie in Pension und verbringt die Hälfte des Jahres mit ihrem Ehemann in ihrer Heimatstadt Tavas.

¹ Denizli ist eine türkische Provinzhauptstadt im westlichen Kleinasien und die zweitgrößte Stadt der Ägäisregion.

Die Tochter bzw. Mutter

Auch die älteste Tochter der Familie kam im Jahr 1969 in Tavas, Denizli auf die Welt. Da ihre Eltern bereits früh in ihrem Leben auswanderten (Vater: 1971, Mutter: 1976), wuchs sie bis zu ihrem achten Lebensjahr mit ihrem jüngeren Bruder bei ihrer Großmutter in der Vorstadt Tavas auf. In Tavas besuchte sie zwei Jahre die Volksschule und wanderte im dritten Schuljahr nach Wien aus, wo sie sich getrennt von ihrem Bruder und kaum vertraut mit den Eltern wiederfand. Als fleißige Schülerin durfte sie, ohne ein Jahr zu verlieren, in die dritte Klasse der Volksschule einsteigen. Durch die Unterstützung ihrer Lehrerin fand sie leicht Anschluss, freundete sich außerschulisch mit Nachbarskindern an, welche ebenfalls aus der Türkei oder aus Ex-Jugoslawien ausgewandert waren. Nach der Volksschule besuchte sie die Mittelschule und absolvierte im Anschluss das letzte Jahr der Pflichtschule an einer Handelsschule. Obwohl die dritte Klasse wiederholt werden musste, blieb sie dort. Nach dem Abschluss der Handelsschule arbeitete sie in verschiedenen Branchen (zumeist in Teilzeit), unter anderem als Buchhalterin. Im Jahr 1992 heiratete sie ihren Ehemann, woraufhin dieser ebenfalls nach Österreich auswanderte. In den Jahren 1995 und 2004 kamen ihre zwei Töchter auf die Welt. Seit ihrer Mutterkarenz ist sie überwiegend als Buchhalterin in der Immobilienbranche tätig.

Der Schwiegersohn bzw. Vater

Der Schwiegersohn, geboren im Jahr 1965 in der Stadt Denizli, wohnte in seinen ersten Lebensjahren im Dorf seiner Eltern und zog später in die Stadt, da sein Vater dort als Imam tätig war. Er besuchte nach der Volksschule die weiterführende Berufsschule, woraufhin er in Izmir islamische Theologie studierte. Ab 1989 war er in der Türkei als Religionslehrer tätig, lebte und unterrichtete in verschiedenen türkischen Städten. Im Jahr 1991 wurde die standesamtliche Hochzeit mit seiner Ehefrau vollzogen, woraufhin er im Sommer 1992 nach Österreich reiste. Nach seiner Ankunft in Österreich besuchte er unterschiedliche Sprachkurse und legte in der Folge mehrere sprachliche sowie wissensbasierte theologische Prüfungen ab. Im Jahr 1998 erhielt er die Berechtigung, an Volks- und Mittelschulen sowie an Polytechnischen Schulen und Sonderschulen zu unterrichten. Neben seiner Tätigkeit als Religionslehrer studierte er islamische Theologie im Master an der Universität Wien und schloss dieses Studium ab. Seit über 20 Jahren ist er in Wien und Niederösterreich als Religionslehrer tätig.

Die ältere Tochter bzw. ältere Enkeltochter

Die ältere Enkeltochter wurde im September 1995 in Wien geboren. Sie besuchte sowohl den Kindergarten als auch die Volksschule und das Gymnasium in Wien. Nach der Matura entschloss sie sich, basierend auf ihren naturwissenschaftlichen Interessen, für das Pharmaziestudium. Dieses setzt sie bisher ehrgeizig und ambitioniert fort und ist mittlerweile im letzten Semester angelangt. Nach dem Studium möchte sie als Pharmazeutin in einer Apotheke tätig werden und sich ihren Kindheitstraum erfüllen. Zudem steht ihre Hochzeit bevor, wobei ihr Verlobter ebenfalls einen türkischen Migrationshintergrund hat.

Die jüngere Tochter

Das jüngste Familienmitglied ist im Jahr 2004 in Wien geboren. Auch sie hat sowohl den Kindergarten und die Volksschule als auch die Unterstufe eines Gymnasiums in Wien besucht. Nach der Beendigung der vierten Klasse entschied sie sich für eine HBLVA mit einem chemischen Schwerpunkt. Zuvor hatte sie im Rahmen der berufspraktischen Tage ein kurzes Praktikum in der Apotheke absolviert, welches sie diesbezüglich inspirierte. Im September 2020 begann ihr erstes Schuljahr. In der Zukunft möchte sie zwar nicht studieren, jedoch fungiert die ältere Schwester als Vorbild, womit sie ein Studium auch nicht gänzlich ausschließt.

3.2 Auswertungsmethode

3.2.1 Der Übersetzungsschritt

Mehrsprachigkeit im Forschungsprozess kann herausfordernd sein, weil unterschiedliche Faktoren berücksichtigt werden müssen, um den Verfahren der qualitativen Sozialforschung gerecht zu werden. Daher werden im folgenden Abschnitt das Vorgehen und die Strategien bei der Übersetzung näher erläutert. Zu Beginn ist hervorzuheben, dass keine einheitlichen Übersetzungsmethoden bei qualitativen Interviews existieren. Aus diesem Grund ist die Festlegung der Bewertungskriterien vor dem Übersetzen von großer Bedeutung.

Im Rahmen des Erhebungsprozesses wurden sechs biographisch-narrative und Leitfadeninterviews mit drei Generationen einer türkisch-stämmigen Familie geführt. Dabei durften die TeilnehmerInnen entscheiden, in welcher Sprache das Interview geführt werden soll. Zur Auswahl standen Deutsch und Türkisch. Das diente dazu, den Teilnehmenden ein Gespräch ohne sprachliche Barrieren zu ermöglichen. Da durch die Sprache Raum zur Artikulation eigener Relevanzstrukturen gegeben wird, erweist sich in mehrsprachigen Erhebungen eine reibungslose Kommunikation als wichtig. Werden Befragte in einer Fremdsprache interviewt, kann dies zur Einschränkung ihrer Artikulationsmöglichkeit führen (vgl. Schittenhelm 2017, S. 106). Der Grund ist, dass das direkte Gespräch in der Muttersprache tiefere Einblicke in die Lebenswelten, Probleme und Bedürfnisse der Personen ermöglicht (vgl. Klein-Ellinghaus et al. 2015, S. 5).

Die Interviews mit den Familienmitgliedern der ersten und zweiten Generation wurden auf Türkisch geführt, während die Interviews mit den Personen der dritten Generation auf Deutsch stattfanden. Trotzdem kamen in allen Interviews auch Wörter und Phrasen aus der jeweils anderen Sprache auf. Um eine reibungslose Anpassung an den Sprachwechsel zu gewährleisten, war die doppelte Sprachkompetenz der fragenden Person von Relevanz. Von einem Sprachwechsel ist beispielsweise dann die Rede, wenn gewisse Wörter in der Muttersprache nicht vorhanden sind oder den befragten Personen im Moment des Verbalisierens nicht einfallen.

„In diesem Fall finden in Gesprächen zwischen bilingualen Gesprächspartnern wiederholte Sprachwechsel statt. Zum Teil wird innerhalb eines Satzes mehrfach die Sprache gewechselt. Um bei der späteren Analyse der Interviews den Sprachwechsel berücksichtigen zu können, ist es entscheidend, die bilingualen Passagen zu dokumentieren. Auch wenn dieser Sprachwechsel dokumentiert ist, stellt er bei

der Interpretation und Analyse des Interviewmaterials eine zusätzliche Herausforderung dar“ (Klein-Ellinghaus et al. 2015, S. 7).

Wie später näher beschrieben wird, wurde dieser Sprachwechsel bereits bei der Transkription berücksichtigt und beim Übersetzen vermerkt. Im Forschungsprozess wurde zudem zwischen übersetzten (auf Türkisch erhobenen und in weiterer Folge übersetzten) und sonstigen, für die befragten Personen fremdsprachigen (d. h. bereits auf Deutsch erhobenen) Daten unterschieden, obwohl sie im Auswertungsschritt alle in deutscher Sprache vorliegen. Dies ermöglicht eine systematische Betrachtung und Reflektion von Mehrsprachigkeit in beiden Formen. Die Entscheidung, dass die Interviews mit der Gastarbeitergeneration und mit der zweiten Generation auf Türkisch und mit der dritten Generation auf Deutsch geführt wurden, ist ebenfalls in die Auswertung eingeflossen.

Nach dem Abschluss der Erhebungsphase wurde die Translationsmethode festgelegt, wobei unterschiedliche Möglichkeiten existieren. Im Rahmen der ausgewählten Translationsmethode fand zuerst die Transkription der Audiodatei in der Ausgangssprache (Türkisch) in eine Textdatei statt. Im Forschungsprozess wurde daher im ersten Schritt in der Originalsprache transkribiert. Die mündliche Redensart/der Dialekt der befragten Personen wurde dabei übernommen. Im nächsten Schritt erfolgte die Übersetzung von der Ausgangssprache in die Zielsprache.

Zu Beginn wurden hierbei einige Übersetzungsentscheidungen getroffen und Protokolle geführt. Das Aufdecken von Übersetzungsentscheidungen oder eventuellen Schwierigkeiten einer Übersetzung spielt eine erhebliche Rolle. Dies kann nämlich vor irrtümlich unterstellten Eindeutigkeiten in der Interpretation bewahren. „Andererseits hat das Nachvollziehen der Übersetzung eine heuristische Funktion, da Kommentare der Übersetzenden zur Verwendung von Begriffen auch dem Verstehen der sozialen Welt der Befragten dienen“ (Schittenhelm 2017, S. 108). Daraus resultierend wurden im Übersetzungsschritt folgende Richtlinien festgelegt und eingehalten:

- Der Charakter der mündlichen Rede sollte im übersetzten Text erhalten bleiben.
- In die Notizen der Übersetzerin (*translator's notes*) zum übersetzten Text wurden auch Begriffe der Ausgangssprache aufgenommen.
- Sprichwörter, Umschreibungen oder spezielle Begriffe, die nur in der Ausgangssprache existieren, wurden gekennzeichnet und in Klammern angeführt.
- Ein Wechsel von Sprachen sollte deutlich gekennzeichnet werden.

- Die Übersetzungsentscheidungen und Mehrdeutigkeiten in der Ausgangssprache sollten offengelegt werden, falls mehrere Möglichkeiten vorhanden sind (vgl. Schittenhelm 2017, S. 108). „Entscheidend ist, dass Mehrdeutigkeiten des Primärtextes im übersetzten Text erkennbar sind. Nur so können Forschende in ihrer Datenanalyse die vorhergehende Textauslegung einbeziehen und hinterfragen“ (Schittenhelm 2017, S. 109). Die Offenlegung der Mehrdeutigkeit spielt vor allem in der Auswertungsphase eine wichtige Rolle, da diese berücksichtigt werden müssen.

Weiters kann die Einsicht, dass eine Übersetzung nicht eindeutig richtig sein kann, dazu führen, dass Mehrdeutigkeiten und (schwierige) Entscheidungen in der Übersetzung offengelegt und reflektiert werden (vgl. Schittenhelm 2017, S. 107). Vor allem bei den vorliegenden Sprachen sollte der Forscherin bewusst sein, dass eine eindeutig richtige Übersetzung nicht möglich ist und die Mehrdeutigkeiten bewusst reflektiert und dokumentiert werden müssen.

Im Hinblick auf die genannten Richtlinien konnten insgesamt 140 Seiten transkribiert und übersetzt werden. Aufgrund der großen Menge an gewonnenem Interviewmaterial fand im Rahmen der vorliegenden Arbeit eine Reduktion des Datenmaterials statt. Aus Ressourcengründen konnte deswegen nur eine Übersetzung für ausgewählte Interviewpassagen durchgeführt werden, welche – bezogen auf die Forschungsfrage – als thematisch relevant eingeschätzt wurden. Unter Ressourcen wird hierbei der personelle, sachliche und zeitliche Aufwand der Übersetzung verstanden. Bei der Umsetzung der genannten Translationsmethode ist das Arbeiten mit bilingualen Personen notwendig. Für die Übersetzungsaufgabe sind neben der Bilingualität sowohl fachspezifische Kenntnisse als auch kulturelle Kompetenzen in beiden Kulturen vonnöten (vgl. Klein-Ellinghaus et al. 2015, S. 12). Daher kam zur Übersetzung nur eine mehrsprachige Person infrage, welcher beide Kulturen bekannt sind.

Im Vorgang der Translation wurden überwiegend Onlinewörterbücher in Anspruch genommen. Maschinelle Übersetzungsprogramme wurden sowohl aus Kostengründen als auch aufgrund von sprachlichen Mängeln (wie nicht akkurater Übersetzung) nicht in Erwägung gezogen. Da die Befragten oft in dialektaler Form sprachen, konnte eine sinnvolle Übersetzung mittels Übersetzungsprogramm nicht gewährleistet werden. An dieser Stelle waren die persönlichen Erfahrungen und Kenntnisse der Forscherin bedeutend. So wurden die Interviews mithilfe von vollhumanen Translationsprozessen übersetzt. Der zeitliche Ressourcenaufwand wurde hierbei nicht detailliert notiert, wobei die Transkription in die türkische Sprache und das Erkennen des Dialektes die meiste Zeit beansprucht haben.

Überdies sollte beim Übersetzen die soziale Sinneswelt der Befragten gewahrt werden, weshalb statt einer durchgehend wörtlichen Übersetzung eine sinngemäße Übersetzung angestrebt wurde. Der Grund hierfür ist, dass durch eine wortwörtliche Übersetzung der Sinn bzw. die Bedeutung einiger Redewendungen oder Wörter verloren gehen kann, da keine wortwörtliche Übersetzung möglich ist. Es folgt ein Beispiel, welches dieses Dilemma verdeutlicht.

IP: işte ohooo... her şeyi konuştular, ettiler güldüler, ettiler. Bana diye mi konuşuyorlar başkasına mı bilmiyorum. Ondan sonra canım acıyo onu sey edem ben. Şimdi gelin kızın eli sakat biliyo musun? Canım acıyor benim ona. İşine yardım ediverdim. Canım acıyo. O meğerse çantamdan para çalmış (Interview 1, Zeile: 876 – 879).

Wortwörtliche Übersetzung:

IP: Also ohooo... (Ausruf: als Zeichen von viel), sie haben alles gesprochen, haben gelacht und so weiter. Ob sie über mich gesprochen haben oder über andere, das weiß ich nicht. Und dann mein Leben schmerzt, also das Dings mache ich. Jetzt die Hand von der Schwiegertochter /Braut („gelin kızın“) ist beeinträchtigt, weißt du? Mein Leben schmerzt für sie. Ich habe ihr bei der Arbeit geholfen. Mein Leben schmerzt. Sie hat aber anscheinend Geld aus meiner Tasche geklaut.

Sinngemäße Übersetzung:

IP: Also ohooo... (Ausruf: als Zeichen von viel), sie haben über alles gesprochen, haben gelacht und so weiter. Ob sie über mich gesprochen haben oder über andere, das weiß ich nicht. Und dann tat es mir leid („mein Leben schmerzt“), also das muss ich - also („Şimdi“ eher einleitend) die Hand von der Schwiegertochter/Braut („gelin kızın“) ist beeinträchtigt, weißt du? Sie hat mir leidgetan. Ich habe ihr bei der Arbeit geholfen. Sie tat mir leid. Dabei hat sie aber anscheinend Geld aus meiner Tasche geklaut.

Das genannte Beispiel zeigt deutlich, dass eine vollkommene wörtliche Übersetzung nicht möglich und sogar irreführend ist. Hingegen führt eine sinngemäße Übersetzung vor Augen, wie die Beschreibung in der türkischen Sprache verständlich ist und somit in die deutsche Sprache übersetzt werden kann. Durch eine wortwörtliche Übersetzung könnte der Sinn der Interviewstelle verloren gehen und auch ein Außenstehender könnte dem Interviewverlauf nicht vollends folgen.

Zusätzlich wurden in den Gesprächsprotokollen Auffälligkeiten wie non-verbale Kommunikation und eigene Gedanken festgehalten. Diese wurden bei allen Interviews fortgesetzt und auf

Zusammenhänge geprüft. Das Führen von Protokollen kann zudem dazu dienen, dass die aus den Interviews resultierenden Kommentare von Übersetzenden ebenfalls in die Auswertung eingehen. „Sie bieten Informationen zur Textauslegung durch die Übersetzung sowie zum Bedeutungsspektrum sprachlicher Äußerungen. Die rekonstruktive Datenauswertung ermöglicht schließlich, die Kontextabhängigkeit sprachlicher Bedeutungen zu beachten“ (Schittenhelm 2017, S. 101). Informationen zum Kontext können in weiterer Folge ebenfalls einer sinngemäßen Übersetzung und dem Verständnis dienen.

Bei der Analyse von den übersetzten Texten wird nicht nur der sprachliche Inhalt näher betrachtet, sondern auch die sprachlichen Äußerungen.

„Da sprachliche Äußerungen in rekonstruktiven Analysen dazu dienen, soziale Sinnwelten zu verstehen, geht es in der Analyse nicht allein um die lexikalische Definition eines Begriffs, auch wenn diese nicht in Abrede gestellt wird. In Begriffen sind beide Bedeutungsdimensionen enthalten: die kommunikativ-generalisierende und die kontextabhängige, an einen Erfahrungsraum gebundene Bedeutung. Der Sinn von Begriffen erschließt sich insofern auch über ihren Gebrauch „in einer bestimmten linguistischen Gemeinschaft“. Bereits das begriffliche Repertoire, über das Befragte verfügen, kann aussagekräftig sein. So heben soziolinguistische Überlegungen soziale Regeln des Sprachgebrauchs hervor, wonach die Auswahl der in einer Sprache verfügbaren Begriffe und der jeweilige Sprachstil von der sozialen Position der Sprechenden abhängig sind“ (Schittenhelm 2017, S. 103).

Demnach haben Wörter neben einer linguistischen Bedeutung auch eine soziale, welche überwiegend durch die soziale Position und die Sozialisierung geprägt ist. Zudem sind Begriffe vielmehr mit Blick auf ihre Verwendung in einem Erfahrungsraum, in sprachlichen Wendungen oder in Interaktions- und Handlungsabläufen von Interesse (vgl. Schittenhelm 2017, S. 104). In der vorliegenden Forschungsarbeit sind die türkische und die deutsche Sprache relevant. Neben den kulturellen Differenzen erschwert ihre Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Sprachfamilien ebenfalls die Übersetzung. Während die deutsche Sprache der indoeuropäischen Sprachfamilie angehört, gehört die türkische Sprache den Turksprachen an. „Eine „Eins-zu-eins-Übersetzung“ zwischen dem Sprachpaar Deutsch-Türkisch ist daher kaum möglich. Übersetzende haben daher die schwere Doppel-Aufgabe, die Ausgangssprache zu verstehen und sinngemäß in die Zielsprache zu übertragen“ (Klein-Ellinghaus et al. 2015, S.6). Übersetzungen inkludieren auch eine Interpretation der Übersetzenden. Dementsprechend dienen die übersetzenden Personen sowohl als EmpfängerInnen der originalen Botschaft als auch als AutorInnen des

Textes in der Zielsprache. Dies hat zur Folge, dass die übersetzenden Personen als InterpretInnen eine entscheidende Rolle im qualitativen Forschungsprozess spielen, welche zu berücksichtigen ist. Vor dem Hintergrund, „dass in der qualitativen Sozialforschung die Sprache als Kommunikationsmittel einen relevanten Aspekt darstellt, ist der Übersetzungsvorgang ein wichtiger Teil des Forschungsprozesses“ (Klein-Ellinghaus et al. 2015, S.6).

Demnach müssen Forschende in der Lage sein, nicht nur die lexikalische Bedeutung eines Begriffs, sondern Besonderheiten seiner Verwendung, die kulturellen Hintergründe und kontextabhängige Bedeutungen erkennen (vgl. Schittenhelm 2017, S. 104). Daher wird in der Auswertung das Zusammenarbeiten mit MuttersprachlerInnen empfohlen, da so auch das Kontextwissen herangezogen werden kann. Im vorliegenden Forschungsprozess fand sowohl die Erhebung als auch die Übersetzung/Auswertung mithilfe einer bilingualen Forscherin statt, welche den ganzen Forschungsprozess begleitete (vgl. Schittenhelm 2017, S. 105). Das Arbeiten mit einer bilingualen Forscherin erwies sich besonders ertragreich, da diese neben dem sprachlichen Wissen auch über das nötige kulturelle Wissen verfügte und die Erzählungen aus derselben kulturellen Perspektive nachvollziehen konnte.

Da im Forschungsprozess die Interviews von derselben bilingualen Forscherin erhoben, übersetzt und ausgewertet wurden, ist eine kritische Betrachtung erwünscht, denn „[ü]bersetzen Forschende selbst, führt dies entsprechend dazu, dass sie ihre Spielregeln bzw. ihre Art der Übersetzung darstellen“ (Schittenhelm 2017, S. 108) müssen.

Abschließend sollte die Reflexivität des Übersetzungsprozesses als Teil des Forschungsprozesses betrachtet werden. Die Reflexivität des Übersetzungsprozesses bedarf einer hohen Transparenz beim Vorgehen. Mit einer transparenten Vorgehensweise aller Prozessschritte können die Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung gesichert werden (vgl. Klein-Ellinghaus et al. 2015, S. 13). Eine transparente Darstellung der Forschungs- und Translationsmethoden spielt eine bedeutende Rolle und wurde in Form von reflexiven Protokollen umgesetzt. Dabei wurden neben dem Translationsschritt auch Vermutungen, Gedanken und Zusammenhänge niedergeschrieben.

3.2.2 Qualitative Inhaltsanalyse

Da das vorliegende Material in der Erhebungssprache wie auch der Form divers war, wurde die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode herangezogen. Einige Aspekte wurden jedoch an das Forschungsvorhaben angepasst. Im Folgenden soll auf die Herangehensweise der qualitativen Inhaltsanalyse und ihre Umsetzung im Forschungsprozess eingegangen werden. Dabei ist eine Stärke der Inhaltsanalyse, dass mit ihr das Material schrittweise analysiert werden kann, wobei dieses in Einheiten zerlegt und nacheinander bearbeitet wird. Hierbei steht ein theoriegeleitetes und am Material entwickeltes Kategoriensystem im Zentrum. Mit der Hilfe dieses Kategoriensystems wird das Material überarbeitet. Vor allem durch diese Systematik lässt sich die qualitative Inhaltsanalyse von der hermeneutischen Herangehensweise unterscheiden (vgl. Mayring 2016, S. 114). Bei der qualitativen Inhaltsanalyse wird im Vorhinein zwischen folgenden Grundformen der Herangehensweisen an das Datenmaterial unterschieden:

- Zusammenfassung: Im Rahmen dieser soll das Material so reduziert werden, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben. Durch Abstraktion des Materials wird ein überschaubares Korpus etabliert, welches immer noch ein Abbild des Kernmaterials darstellt.
- Explikation: Hierbei soll zu fraglichen Textteilen und -Stellen zusätzliches Material herangezogen werden, welches der Erläuterung dieser dient.
- Strukturierung: Das Ziel der Analyse ist es, bestimmte Aspekte aus dem Material – unter vorher festgelegten Ordnungskriterien (Kategorien) – herauszufiltern, einen Querschnitt zu legen oder das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen (vgl. Mayring 2016, S. 115).

Im Forschungsprozess wurde die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse herangezogen, da die große Menge an Datenmaterial in erster Linie anhand von vorbestimmten Kategorien gesichtet werden sollte. Dabei ist das Ziel der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse eine bestimmte Struktur (z. B. formale und inhaltliche Aspekte) aus dem Material herauszufiltern. Das Herzstück ist hierbei, dass das zusammengestellte Kategoriensystem so genau definiert wird, dass eine eindeutige Zuordnung von Textmaterial (immer) möglich ist. Dabei hat sich die folgende Herangehensweise entwickelt:

1. Im ersten Schritt werden die Kategorien definiert, dabei wird zudem explizit definiert, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen sollen.
2. Anhand von Ankerbeispielen sollen konkrete Textstellen angeführt werden, die einer Kategorie zugeordnet werden können und als Beispiele für diese Kategorie dienen sollen.
3. Die Kodierregeln sollen den Stellen, wo Abgrenzungsprobleme zwischen Kategorien bestehen, eindeutige Zuordnungen ermöglichen (vgl. Mayring 2016, S. 118).

Diese Vorgehensweise wird in einem Kodierleitfaden festgehalten, welcher unter anderem als Vorlage dient. Dabei werden in einem ersten Materialdurchgang die Kategorien und der Kodierleitfaden am Material erprobt und anschließend überarbeitet/angepasst (vgl. Mayring 2016, S. 119). Der Materialdurchgang besteht wiederum aus zwei Arbeitsschritten. Im ersten Schritt werden die Textstellen im Material in Bezug auf die Kategorien gesichtet. Diese Stellen können folgend markiert werden. In einem zweiten Schritt wird das gekennzeichnete Material dann herausgefiltert, zusammengefasst und/oder aufgearbeitet (vgl. Mayring 2016, S. 120).

Die qualitative Inhaltsanalyse ist besonders empfehlenswert, wenn es eher um eine theoriegeleitete Textanalyse geht. Für eine explorativ-interpretative Textanalyse eignet sich die qualitative Inhaltsanalyse weniger, jedoch kann mit ihrer Hilfe auch eine große Materialmenge bearbeitet werden (vgl. Mayring 2016, S. 121). Obwohl im Forschungsprozess keine theoriegeleitete Textanalyse geplant war, wurde die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode herangezogen, da ein großes Datenmaterial thematisch überarbeitet und strukturiert werden musste. Zwar war eine tiefere Analyse das Ziel, jedoch war das Material uneinheitlich in der Form (narrative Interviews/Leitfadeninterviews) und in der Sprache.

Die meisten Interviews mussten in die deutsche Sprache übersetzt werden; eine tiefere/heuristische Analyse war aus dieser Sicht nicht mehr möglich. Nach der sinngemäßen Übersetzung wurden aus den sechs Interviews die für das Forschungsinteresse relevantesten Stellen übersetzt und nach den (im Vorhinein festgelegten) Kategorien durchsucht. Im nächsten Schritt wurden diese Interviewstellen mit den Kategorien in einer Tabelle zusammengefügt. Die zuvor festgelegten Kategorien bezogen sich in erster Linie auf die Interviewfragen. Beides wird an anderer Stelle thematisiert.

Es bestehen in der qualitativen Inhaltsanalyse zwei grundlegende Möglichkeiten der Kategorienbildung. Dabei wird zwischen der deduktiven und der induktiven Vorgehensweise unterschieden. Die Vorgehensweise hängt sowohl von dem Umfang des theoretischen Vorwissens

und als auch dem gewählten Erhebungsinstrument ab. Hierbei schließen sich die deduktiven und induktiven Strategien nicht gegenseitig aus, denn auch eine Kombination ist möglich (vgl. Meier 2014).

Im Forschungsprozess wurden bestimmte Fragen und Überlegungen vorab festgelegt, welche in erster Linie auf eine deduktive Herangehensweise hindeuten. Die Fragen dienten als Vorlage, vor allem in der Phase des Nachfragens. Darauf basierend wurden im Auswertungsschritt Kategorien gebildet. Dabei war die Liste der Fragen folgendermaßen aufgebaut: Sie bestand aus einer Eingangssequenz und weiteren Themenkomplexen, welche im Interviewverlauf vermutet wurden und thematisch erwünscht waren. Falls diese nicht angesprochen wurden, konnte auf die vorgefertigten Fragen zurückgegriffen werden. Wie die Eingangssequenz aufgebaut war und welche Fragen und Themen die Fragenkomplexe beinhaltet haben, wird im Folgenden näher dargestellt.

Fragen bzw. Fragenkomplexe

Eingangssequenz:

- Erzählen Sie mir bitte die Geschichte Ihres Lebens (beginnend von Ihrer Kindheit).
- Wann sind Sie nach Österreich gekommen? Wie und was waren Ihre ersten Eindrücke und Erlebnisse?

Leben in Österreich und damit verbundener Wandel (diese Fragen wurden laufend an die Generationen und ihre Lebensumstände und -läufe angepasst):

- Wie ist es/wie war es für Sie, in Österreich aufzuwachsen/zwischen zwei Kulturen aufzuwachsen?
- Was waren/sind die Erwartungen an Sie intern, wie extern (von Ihrer Familie, von der Gesellschaft, sowohl von der türkischen als auch von der österreichischen)?
- Gab es Veränderungen in Ihren Einstellungen? Wenn ja, welche?

Werte, Erwartungen und Ängste:

- Welche Werte wollen Sie an Ihre Nachkommen weitergeben?
- Was waren/sind Ihre Erwartungen an Sie?
- Was waren/sind Ihre Ängste und Bedenken?

- Was sind Ihre Vorstellungen/Bedenken für die Zukunft? Was sind die Gründe hierfür?
- Was war Ihnen bei der Erziehung Ihrer Kinder wichtig? Worauf haben Sie besonders geachtet?
- Wie sehen die Beziehungen zwischen den Generationen aus? Gibt es Generationenkonflikte? Wie haben Ihre Erfahrungen und kulturellen Unterschiede die intergenerationalen Beziehungen beeinflusst?

Zugehörigkeit, Erfahrungen/Kontakte, Rassismus, Bildung und Sprache:

- Fühlen Sie sich in Österreich zugehörig?
- Was sind ihre Erfahrungen mit Einheimischen? Haben Sie Kontakte mit diesen? Oder mit anderen türkischstämmigen Personen?
- Wie wurden Sie von diesen aufgenommen? Wie wurden Sie in Österreich empfangen?
- Haben Sie in Österreich rassistische Vorfälle erlebt (verbale und körperliche)?
- Was bedeutet Bildung für Sie?
- Was bedeutet Sprache für Sie? Wurden Sie mit Sprachbarrieren konfrontiert?

Anhand der Komplexität der Fragen wird sichtbar, dass unterschiedliche Phänomene von Interesse waren. Der Erzählbogen wurde mit der Migration nach Österreich (vor allem bei den Mitgliedern der ersten zwei Generationen) begonnen und spannte sich über Themen wie das Aufwachsen in Österreich, Erwartungen/Einstellungen, Werte, Familienbeziehungen, Ängste/Bedenken, Zugehörigkeit, Rassismus, Sprache und Bildung. Wie vermutet, wurden die meisten Fragen von den InterviewpartnerInnen beantwortet, bevor die vorgefertigten Fragenkomplexe Verwendung fanden. Die vorgefertigten Fragenkomplexe und die bestehenden Themenblöcke dienten wesentlich im Auswertungsschritt als Vorlage für die Kategorienbildung. Im folgenden Schritt wird die deduktive und induktive Kategorienbildung näher dargestellt.

Deduktive Kategorienbildung

Im Rahmen der deduktiven Kategorienbildung werden die Kategorien vor der Analyse des Datenmaterials definiert, dadurch sollen festgelegte Elemente aus dem Textmaterial herausgefiltert werden. Basierend auf den vorab beschlossenen Strukturen/Themen/Kategorien, folgt ein Durchlauf durch die gesamten Daten. Anhand dieser Kategorien/Kriterien sollen die Grundgestalt und der Inhalt des Materials erfasst werden (vgl. Mayring 2010, S. 65). Falls bereits ein

umfassendes Vorwissen existiert, können Hypothesen aufgestellt oder beispielsweise ein Interviewleitfaden herangezogen werden. Dabei können die Kategorien an die wichtigen Aspekte aus der bereits bekannten Literatur und/oder an die verwendeten Datenerhebungsinstrumente angelehnt werden (vgl. Meier 2014). In der vorliegenden Studie bestanden neben einem theoretischen Vorwissen und einem Interviewleitfaden auch persönliche Erfahrungen. Diese dienten als Vorlage für die Kategorienbildung. Aus den obigen Fragen und dem Vorwissen resultieren folgende Kategorien:

- Migration
- Kultur
- Erwartungen/Einstellungen
- Familie/Erziehung
- Werte
- Beziehungen/Generationen
- Sprache
- Bildung
- Zugehörigkeit
- Identität

Nachdem deduktiv einige Kategorien erstellt wurden, wurde das Datenmaterial gesichtet und alle relevanten Textstellen wurden den passenden Kategorien zugeordnet. Dieser Schritt wird auch Kodierung genannt. Hierfür wurde das Arbeiten mit Papier und farbigen Stiften bevorzugt, um die verschiedenen Kategorien zu markieren. Dabei ist die Zuschreibung einer Textstelle zu mehreren Kategorien zulässig, da eine Textstelle verschiedene Themen beinhalten kann.

Im nächsten Schritt wird die Vorgangsweise in einem Kodierleitfaden festgehalten, um eine möglichst präzise Formulierung der Kategorien zu ermöglichen und Überschneidungen zu vermeiden. Dieser Kodierleitfaden dient als Vorlage und als Orientierung (vgl. Meier 2014).

Induktive Kategorienbildung

Im Rahmen der induktiven Herangehensweise werden die Kategorien direkt aus dem Material abgeleitet. Hierbei ist das Ziel, die Textelemente einzugrenzen, ohne den inhaltlichen Kern des Materials zu verlieren. In diesem Prozess soll eine Übersichtlichkeit der Daten erzeugt werden, wobei die Grundform des Materials nicht verloren gehen sollte (vgl. Meier 2014). Hierbei ist die Aufgabe, „das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch ein Abbild des Grundmaterials ist“ (Mayring 1997, S. 67). Zunächst sollten die Interviewaussagen aus den Interview-Transkripten in eine verkürzte Form gebracht werden, indem nur relevante Stellen beibehalten werden. Die Interviewstellen, welche sich aufeinander beziehen oder ähnliche Aspekte

thematizieren, werden zusammengefasst und durch eine neue Kategorie dargestellt. Dieser Prozess entspricht der Forderung der Reduzierung und Verdichtung des Materials. Diese Stellen werden anschließend der neu gebildeten Kategorie zugeordnet. Falls weitere Interviewstellen nicht in die zuvor gebildeten Kategorien passen, müssen neue Kategorien gebildet werden. Dieses Vorgehen wird in Folge bei dem restlichen/gesamten Datenmaterial umgesetzt. Nachdem auf diese Art und Weise ein Kategoriensystem entwickelt wurde, empfiehlt sich eine Kontrolle mithilfe eines zweiten Materialdurchlaufs (vgl. Meier 2014).

Kombination von deduktivem und induktivem Vorgehen

Häufig werden in Forschungsprozessen die deduktive und die induktive Herangehensweise kombiniert. Wenn vorerst die deduktive Kategorienbildung herangezogen wurde, werden während des Forschungsprozesses weitere Kategorien gebildet, wobei darunter das Datenmaterial verstanden wird, welches keiner der deduktiv erstellten Kategorien zugeordnet werden kann. Dementsprechend werden anhand des Datenmaterials (den Stellen, die nicht den deduktiven Kategorien entsprechen) neue Kategorien induktiv gebildet. (vgl. Meier 2014).

Kategorienbildung im Forschungsprozess

Da im Übersetzungsschritt bereits das Datenmaterial auf die wichtigsten Stellen (welche für die Fragestellung von Interesse sind) reduziert wurde, wurde dieser Schritt im Prozess der Auswertung ausgelassen. Das Datenmaterial wurde in erster Linie mit den deduktiven Kategorien, welche aus den bereits erwähnten Fragekomplexen resultierten, überarbeitet.

In der Folge wurden den Textstellen, welche nicht den vorgefertigten Kategorien entsprachen, neue Kategorien zugeschrieben. Diese entwickelten sich direkt aus dem Datenmaterial und bilden die induktiven Kategorien. Im Folgenden werden einige induktiven Kategorien aufgelistet:

- Arbeit (3) [15]
- Religion (6) [16]
- Rassismus (6) [34]
- Dankbarkeit (5) [14]
- Lebens- und Wohnverhältnisse (4) [31]
- Veränderungen (5) [7]
- Anpassung (3) [4]
- Heirat (3) [7]
- Vorstellungen (3) [9]
- Unterstützung (3) [8]

Hier wurden alle Kategorien aufgelistet, welche von mindestens drei InterviewpartnerInnen thematisiert wurden. Beispielsweise wurden die Themen *Religion* und *Rassismus* von allen erwähnt. Die Anzahl der InterviewpartnerInnen wurde in runden Klammern und die Anzahl der Textstellen in eckigen Klammern dargestellt. Dementsprechend wurde etwa die Kategorie *Lebens- und Wohnverhältnisse* von vier InterviewpartnerInnen an mindestens 31 Textstellen thematisiert. Neben den gemeinsamen induktiven Kategorien bildeten sich weitere induktive Kategorien, welche von einzelnen InterviewpartnerInnen genannt wurden. Im Folgenden werden weitere vier Kategorien dargestellt, welche für das Forschungsvorhaben von Interesse sein können:

- Medien (1) und Politik (2) [5]
- Heimat/Herkunft (2) [6]
- Repräsentation (1) und gesellschaftliche Teilhabe (1) [7]
- Gesundheit (2) und Altern (1) [9]

Anschließend wurde das Datenmaterial nach den deduktiven und induktiven Kategorien geordnet und im nächsten Schritt in eine gemeinsame Tabelle eingefügt. Sodann wurde diese in Bezug auf inhaltliche und generationale Zusammenhänge geprüft. Um den Bezug zu den Generationen herzustellen, einen thematischen Fluss und eine Ordnung in das Datenmaterial zu bekommen, wurden (basierend auf den Kategorien) Themenschwerpunkte festgestellt und mit den Interviewstellen in Zusammenhang gebracht.

Die Themenschwerpunkte entsprechen zum Teil den festgelegten deduktiven und den aus dem Material entstandenen induktiven Kategorienbenennungen oder wurden wortwörtlich aus den passenden Interviewstellen hergeleitet. Im Hinblick auf die beschriebene Herangehensweise der Datensichtung und -ordnung wird im Kapitel *Darstellung der Ergebnisse* vertiefend auf die Kategorien und Interviewpassagen eingegangen.

4 Darstellung der Ergebnisse

„Zwei unterschiedliche Dinge, das Kind hat seine eigene Welt und die Familie, die ist sowieso von einem ganz anderen Land hierhergekommen, sie haben auch nicht dieses Bewusstsein, sie verdienen bisschen Geld. Also sie haben im Kopf bisschen Geld zu verdienen und danach wieder in die Heimat zurückzukehren, so waren die Gedanken/Vorstellungen. Es war nicht wie jetzt, sie haben nicht daran gedacht, dass ihre Kinder und Enkelkinder hier aufwachsen werden, dass sie hier mehr werden (wortwörtlich). Ne bilelim („wie hätten wir es wissen können“), daran hat wahrscheinlich niemand gedacht, dass wir bis in diese Zeit kommen werden, dass wir hier dreißig-vierzig Jahre verbringen werden (dass dreißig-vierzig Jahre vergehen werden).“²

Anhand dieser Interviewstelle führt die Tochter der Gastarbeitergeneration vor Augen, wie unterschiedlich die Lebenswelten und -realitäten in der ersten und zweiten Generation waren. Sie fügt hinzu, dass die erste Generation mit einer neuen Situation konfrontiert war und nicht das Bewusstsein und die Zeit dazu hatte, sich den Kindern zu widmen. Zudem stellt sie klar, dass die Vorstellung der Gastarbeitergeneration nach einer gewissen Verweildauer in Österreich wieder in die Türkei zurückzukehren gedachte. Dass sie sich in Österreich ein Leben aufbauen werden und mit ihrer Familie ein Teil dieser Gesellschaft werden, war für sie nicht vorhersehbar.

4.1 „İkinci Heimat“

„Das hier ist unser Land, es ist sogar unsere zweite Heimat“ („ikinci Heimat“). Unsere zweite Heimat. Es gibt zwei Länder, die wir lieben, das ist die Türkei und Österreich, beide Länder sind unsere Länder. Wir sprechen in beiden Sprachen, wir kennen beide Kulturen, Geschichten und die Literatur, das heißt, dass wir beide Länder lieben, wir werden in beiden Ländern leben. Wir sind von hier, dieses Land gehört uns. Wenn uns etwas (Falsches) angetan wird, Etwas Falsches, müssen wir unbedingt mitmischen, weil dieses Land uns gehört, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Religion und hier und dort, bei allen möglichen Dingen mitmachen, mitmischen, wir denken, dass wir dem unbedingt eine Richtung geben müssen.“³

Diese Einstellung ist laut dem Schwiegersohn der Familie nötig, um die Haltung der Personen mit türkischem Migrationshintergrund in Österreich zu ändern. Sie könnte zur Folge haben,

² Interview 3 – Zeile 973 – 987

³ Interview 4 – Zeile 829 – 897

dass sich ihre Sichtweise verändert und sie eine Teilhabe für sich beanspruchen. Dabei ist spannend, dass der Schwiegersohn in der zweiten Generation Österreich als eine „zweite Heimat“ betrachtet und diese Einstellung auch voraussetzt, um in den nächsten Generationen in der Politik, Wissenschaft, Religion und anderen Teilbereichen des Alltags präsent zu sein/werden. Der Interviewpartner besteht stark darauf, dass die nächsten Generationen in gesellschaftlichen Themen mitmachen („mitmischen“) und den Geschehnissen eine Richtung geben werden. Dementsprechend sollte eine Beteiligung ohne das Gefühl der Exklusion möglich sein. Da mit dieser Grundeinstellung ein Gefühl der Zugehörigkeit (gepaart mit dem Empfinden Österreichs als zweiter Heimat) einhergeht, dürfte vor allem die dritte Generation nicht mehr gegen Minderwertigkeitsgefühle anzukämpfen haben.

„Wie gesagt, ist dieses Land mein Land, also wenn sie zu mir sagen, dass ich ein Fremder bin, das kann sein, aber dieses Land gehört mir. Ich kann über mich selbst nicht sagen, dass ich ein stolzer Österreicher bin, aber ich sage „dieses Land gehört mir“. Wenn ich das so sage, dann ändern sich die Dinge sehr, die meisten Türken haben so ein bisschen Minderheitskomplexe und Gefühle. Sie sehen sich als niedriger an, aber wenn du sagst „nein, dieses Land gehört mir“, dann fühlst du dich nicht als niedriger. Wenn dieser Mann, der hier lebt, Rechte hat, habe ich auch Rechte und ich möchte dieselben Rechte. Wenn du sie mir nicht gibst, dann kämpfe ich, bis ich sie bekomme. Also, wir müssen diesen Gedanken ändern, „dieses Land gehört mir“ und aus. Also, die Entscheidung der anderen über mich interessiert mich nicht wirklich. Es ist wichtig, was ich denke und wie ich fühle.“⁴

Obwohl ihm von Außenstehenden gesagt/gezeigt wird, dass er ein Fremder ist, und er von sich selbst nicht behaupten kann, ein stolzer Österreicher zu sein, hält ihn nichts davon ab, Österreich als seine Heimat zu sehen. Er zeigt auf, dass diese Konstellation möglich ist und meint, dass genau diese Einstellung einiges verändern kann. Seinen Beobachtungen zufolge haben die meisten Personen mit türkischem Migrationshintergrund Minderwertigkeitskomplexe und fühlen sich daher in Österreich nicht vollkommen zugehörig. Sollte jedoch eine Selbstzuschreibung erfolgen, so könnte dies dazu führen, dass jene Personen für ihre eigenen Rechte und Positionen in Österreich eintreten. Dabei macht er auch deutlich, dass er dieselben Rechte wie alle anderen Menschen hat und dass er (falls ihm diese nicht gegeben werden) für sie kämpfen wird. Wenn der Gedanke „[D]ieses Land gehört mir“ internalisiert wird, verändern sich die Sicht- und Denkweise und das Bewusstsein grundlegend. Zudem unterstreicht er in seiner Aus-

⁴ Interview 4 – Zeile 988 – 1007

sage, dass die Zuschreibung und die „Entscheidung“ der Anderen über ihn für ihn keine Bedeutung haben. Für ihn ist es wichtig, wie er denkt und empfindet. Da er Österreich als seine Heimat anerkennt, handelt und fühlt er auch dementsprechend und zeigt auf, dass diese Einstellung (gepaart mit dem Gefühl der Zugehörigkeit) nicht nur von der Mehrheitsgesellschaft ermöglicht wird, sondern dass auch eine aktive Beteiligung vonseiten der MigrantInnen nötig ist. Dementsprechend muss eine eigenständige Entwicklung erfolgen, welche von einer passiven Haltung hin zu einer aktiven Beteiligung führt.

„Ya (Ausruf), wir sind hier Fremde und sie bekommen das was sie möchten, so ist es nicht. Sie können nicht das machen was sie wollen, es gibt Gesetze und Regeln. Dieses Land ist auch mein Land, ich habe auch Mitspracherecht. Wenn wir so denken, können wir die Probleme, die mit uns und mit diesem Land zu tun haben, lösen. Wenn wir nicht so denken, dann sind wir der Grund, weshalb die Menschen einen Druck auf uns ausüben und können die Probleme nicht lösen, können sie nicht lösen. Der Weg zu einer Lösung, hop hop (Ausruf), das ist mein Land, du darfst das nicht machen. Genau dasselbe machen wir auf dieselbe Art und Weise auch in der Türkei. Also ich habe zwei Länder. Auch wenn es auf dem Pass nicht so ist, wir haben zwei Länder, die wir lieben. Also ich sag ja, zwei Sprachen, zwei Länder, wir haben (sehr viel) Glück.“⁵

Laut dem Schwiegersohn existiert unter türkischen MigrantInnen demnach die Vorstellung, dass über sie bestimmt werden darf und sie jede Ungerechtigkeit zu dulden haben, nur weil sie als „Fremde“ gelesen werden. Er deutet darauf hin, dass diese Einstellung ebenfalls eine passive und zurückhaltende ist, welche mit dem fehlenden Zugehörigkeitsgefühl zusammenhängen kann. Die Einstellung, dass Österreich ihre Heimat ist, sollte ihnen hierbei eine Sicherheit geben und sie daran erinnern, dass sie ebenfalls ein Mitspracherecht (und Rechte) haben. Mit dieser Einstellung können sie Probleme, welche mit ihnen und mit Österreich zu tun haben, lösen. Er ist jedoch der Meinung, dass wenn die türkischen MigrantInnen nicht ihren Mindset ändern, sie eine Mitschuld daran tragen, dass Druck auf sie ausgeübt wird und keine Lösungen für die Probleme gefunden werden können. Außerdem wird klargestellt, dass nach den Empfindungen des Schwiegersohnes ungelöste Probleme existieren und Druck auf die MigrantInnen ausgeübt wird und dass diese teilweise dazu beitragen, dass sie nicht aktiv (dagegen) handeln und die Situation durch Passivität akzeptieren.

⁵ Interview 4 – Zeile 1011 – 1074

Die Einstellung, dass Österreich ihre (zweite) Heimat ist und dass sie dementsprechend ein Teil der Gesellschaft und aktive Mitglieder sind, könnte dabei ein Ansatz oder Weg sein, die Frage der Integration zu beantworten oder gar zu lösen. Als Nächstes erörtert er, dass die Möglichkeit besteht, dass sich die MigrantInnen in zwei Ländern zugehörig fühlen und beide Länder lieben können. Ihm zufolge haben sie Glück, weil sie zwei Sprachen sprechen können und zwei Heimaten haben. Hierbei werden die Identitätsfrage bzw. die Zugehörigkeit nicht als negativ empfunden und keine klaren Grenzen oder Zugehörigkeiten bestimmt. Ein Individuum darf sich zu zwei Sprachen und Ländern gleichermaßen hingezogen und in ihnen zugehörig fühlen.

Dabei würde diese Einstellung seiner Meinung nach der Integration nicht im Weg stehen, sondern im Gegenteil diese bestärken und ermöglichen. Dieser Gedanke lässt sich auch in der folgenden Aussage beobachten: „In mein Herz passen auch zwei Länder, ich spreche zwei Sprachen.“⁶ Hierbei können beide Länder und Sprachen nebeneinander existieren und ein Teil von seinem Leben und seiner Identität sein. Er hat nicht das Gefühl, sich für eine Heimat oder Sprache entscheiden zu müssen; stattdessen sieht er diese mit der Migration verbundene Möglichkeit als eine Chance an. Zudem ist diese Sichtweise auch im Kontext der Islamophobie und Fremdenfeindlichkeit zu sehen, da sich die Haltung mit der Anerkennung Österreichs als „Heimatland“ grundlegend verändert.

„Du kannst nicht in meinem Land etwas gegen mich machen. Ich habe meine Rechte, egal, woher ich komme, und wenn ich Rechte habe, dann hole ich sie. Aus. Wenn wir auf diese Art und Weise denken, dann machen wir einen Schritt in die Richtung Lösungen auf die Probleme zu finden, also auf die Probleme der zweiten und dritten Generation und würden damit bei den Generationen danach beginnen schlechte Wahrnehmungen und schlechte Gedanken über die Religion, aus sozialer Sicht und unser Land zu verändern, aber wenn wir nicht so denken und denken „die dürfen das machen, die sind aus der Politik“, dann bedeutet das, dass es einem gleichgültig ist und dass an diesen Druck akzeptiert und erlaubt, es ergibt sich eine Situation des Erlaubens und das ist nicht wirklich richtig. Die meisten Menschen haben diese Probleme auch, weil sie das eben nicht sagen.“⁷

Diese Haltung soll dazu führen, dass MigrantInnen sich über ihre eigenen Rechte bewusst werden und dementsprechend handeln. Diese Herangehensweise könnte zur Lösung der Probleme der zweiten und dritten Generation führen und würde sich positiv auf die nächsten Generationen auswirken, da sich dadurch die negativen Einstellungen gegenüber ihrer Religion, ihrem Land

⁶ Interview 4 – Zeile 1011 – 1074

⁷ Interview 4 – Zeile 1011 – 1074

und ihrer sozialen Sicht verändern. In erster Linie geht er jedoch davon aus, dass eine negative Einstellung gegenüber den MigrantInnen existiert und diese lange Zeit geduldet wurde. Hierbei ist der Schwiegersohn der Meinung, dass eine Veränderung notwendig ist und dass diese in erster Linie zu einer Veränderung der Sichtweise führen soll. Falls diese Einstellung nicht internalisiert wird, bedeutet das, dass die MigrantInnen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten von der politischen Seite akzeptieren. Aus der Perspektive des Interviewpartners hängt diese Einstellung vor allem mit der Herangehensweise der Familie zusammen.

„Die Eltern können ihren Kindern dieses Gefühl nicht geben. Mein Sohn, sie sagen also den Volksschulkindern oder der dritten Generation nicht, „dieses Land ist euer Land, ihr müsst die Sprache dieses Landes aus diesem Grund lernen“. „Wir werden in die Türkei zurückkehren“, e (Ausruf), aber, also, wenn du in die Türkei zurückkehrst, wird dich die Türkei auch nicht akzeptieren. Weil du kannst auch kein Türkisch und kennst die türkische Geschichte (auch) nicht. E (Ausruf) aus diesem Grund, also, wenn du so denkst, dass wir eben in der Politik, im Sport, in der Kunst vertreten sein müssen.“⁸

Es ist die Aufgabe der Familie, der Kindergeneration diese Sichtweise weiterzugeben, indem früh genug klargestellt wird, dass die Kinder ein Teil der Gesellschaft sind und daher die Sprache, Kultur und Geschichte des Landes lernen müssen. Basierend auf dem fehlenden Zugehörigkeitsgefühl konnte der Interviewpartner beobachten, dass eine mögliche ‚Rückkehr‘ in die Türkei in der dritten Generation zuweilen als Alternative wahrgenommen wird. Er stellt jedoch fest, dass den Kindern in der dritten Generation das sprachliche und kulturelle Wissen fehlt und die Auswanderung in die Türkei einer illusionären Vorstellung gleicht. Dennoch dürfte die Möglichkeit der Rückkehr auch als ein Zeichen des fehlenden Zugehörigkeitsgefühls interpretiert werden können. Demnach könnte die Benennung Österreichs als Heimat im weiteren Verlauf eine Anerkennung der Existenz bedeuten. Dabei spielt das familiäre Setting eine zentrale Rolle, da innerhalb der Familie Denkweisen weitergegeben und die Einbindung der folgenden Generation in die Gesellschaft ermöglicht wird. An einer weiteren Interviewstelle erwähnt der Schwiegersohn, dass dies ein gewisses Bewusstsein voraussetzt, dieses jedoch nicht in allen Familien gegeben ist.

⁸ Interview 4 – Zeile 1011 – 1074

4.2 Zugehörigkeit

Das Thema *Zugehörigkeit* spielt in Migrantenfamilien eine zentrale Rolle. Im nächsten Abschnitt wird anhand von einigen Interviewstellen vor Augen geführt, welche Veränderungen im Verlauf der Generationen stattgefunden haben. Der Großvater, welcher zuerst nach Österreich einwanderte, meint, dass er sich in Österreich nicht zugehörig fühle: „Keinesfalls, ich fühle mich hier gar nicht angehörig.“⁹ Seine Ehefrau, welche fünf Jahre später ihrem Mann nach Österreich folgte, fühlt sich ebenfalls nicht in Österreich beheimatet: „Yoo (Ausruf – Nein), es sind bei mir zum Beispiel auch 50 Jahre vergangen seit meiner Ankunft, wir kommen und gehen halt, aber ich bin nicht traurig, wenn wir gehen/wegfliegen. Also wir werden hier satt, aber unsere Heimat ist etwas ganz Anderes.“¹⁰

Obwohl sie mittlerweile seit 50 Jahren in Österreich lebt, „kommen und gehen sie“ und sie fühlt sich nicht wirklich traurig, wenn sie ein halbes Jahr in der Türkei lebt. Dass das Paar die erste Hälfte des Jahres in Österreich und die zweite Hälfte in der Türkei verbringt, deutet auf die Verbundenheit mit der Türkei hin. Zudem wird betont, dass sie hier zwar ihr Geld verdienen, die Heimat dennoch eine andere ist. An anderer Stelle hält sie beispielsweise fest, dass die österreichische Staatsbürgerschaft kein Zeichen der Zugehörigkeit ist bzw. keine österreichische Identität schafft. „Du bist nur auf Papier Österreicher, du bist trotzdem ein Jugoslawe“¹¹, entgegnete sie einem Arbeitskollegen, welcher seine KollegInnen ohne österreichische Staatsbürgerschaft „Ausländer“ zu nennen pflegt. Hierbei zeigt sie auf, dass mit der Staatsbürgerschaft keine Anerkennung einhergehen muss. Beim Thema *Zugehörigkeit* spricht die Tochter der Familie darüber, dass eine Steigerung der inländischen Kontakte vermutlich mit einer Steigerung von Problemen einhergegangen wäre.

„Aber wenn wir wirklich zum Beispiel unter Östreichern gewesen wären, wenn wir in dieser Umgebung wären, hätten wir wahrscheinlich Probleme gehabt. Also, ohne dass du Deutsch kannst, also ob sie dich so – ohne dass du Deutsch kannst, ob sie unter diesen Umständen, dich akzeptieren würden? Es würden wahrscheinlich Probleme entstehen.“¹² Sie thematisiert sie ihre Bedenken bezüglich der sprachlichen Barrieren und ist sich unsicher, ob sie trotz fehlenden Sprachkenntnissen auf Akzeptanz in der Mehrheitsgesellschaft gestoßen wäre. An einer anderen Interviewstelle spricht die Tochter der Familie darüber, dass MigrantInnen (obwohl sie sich

⁹ Interview 2 – Zeile 1139 – 1162

¹⁰ Interview 2 IP (2) – Zeile 1165 – 1173

¹¹ Interview 2 IP (2) – Zeile 1139 – 1162

¹² Interview 3 – Zeile 414 – 416

wie ÖsterreicherInnen sehen) trotzdem von der Außenwelt nicht als solche anerkannt werden: „Ich glaube, wir werden nicht so angesehen, wir können uns so ansehen, aber vielleicht sehen uns die Österreicher nicht so an, weil sie nicht, also nicht alle, also wenn sie bisschen die Unterschiede in der Religion sehen, dann wollen sie uns vielleicht nicht so sehen.“¹³ Die fehlende Anerkennung hält sie davon ab, sich als ‚echte‘ Österreicherin zu fühlen.

Der Schwiegersohn spricht hingegen über Österreich als seine Heimat und bemerkt, dass er zwei Heimaten hat: „Das ist was sehr Wichtiges, wie ich schon gesagt habe, ich fühle mich in beiden Ländern zugehörig. Ich liebe beide Länder und ich genieße es auch, in beiden Ländern zu leben.“¹⁴ An dieser Stelle zeigt er wiederholt, dass eine Zugehörigkeit zu beiden Ländern möglich ist, aber auch er thematisiert zuvor, dass sich seine eigene Wahrnehmung von Fremdzuschreibungen unterscheidet.

Die ältere Enkeltochter der Familie erklärt in diesem Kontext beispielsweise, dass sie schon früh erkannte, ursprünglich aus einem anderen Land gekommen zu sein. Das habe sie aber nie wirklich beschäftigt, weil sie gewöhnt war, das ganze Jahr hier zu sein. Sie besuchte in Österreich die Schule und kannte keine andere Realität. Sie wurde in Österreich geboren und das war ihre Welt; nur im Sommer verbrachte sie stets zwei Monate in der Türkei, weil ihr Vater Lehrer war. Erst später in ihrem Leben beschäftigte sie die Suche nach ihrer Heimat. Dennoch identifiziert sie sich mit Österreich, weil sie hier überhaupt erst die Möglichkeit bekam, etwas zu bzw. sie selbst zu werden. Sie fühlt sich aber gleichfalls immer noch mit der Türkei verbunden. Sie hat einen Bezugspunkt in der Türkei, aber ihre Heimat ist eigentlich Österreich.

An einer anderen Stelle berichtet sie hingegen darüber, dass sie sich nirgendwo ganz zugehörig fühlt: „Nein, ich habe mich, ich fühle mich also nirgendwo wirklich ganz zugehörig, weil in der Türkei bin ich immer noch die die G´stopfte aus dem Ausland. Also nicht nur von meiner Familie, sondern generell von außen das Erscheinungsbild, das merkt man einfach. Und hier bin ich, zwar fühle ich mich so, aber ich merke auch, ob, sei es kulturell oder Umgebung oder sowas merke ich schon, dass ich auch nicht 100 Prozent hierher dazu gehöre. Es ist einfach etwas dazwischen immer.“¹⁵ Dabei fühlt sie sich sowohl in der Türkei als auch in Österreich nicht gänzlich willkommen. In beiden Ländern werden ihr jeweils unterschiedliche Identitäten zugeschrieben. In Österreich fühlt sie sich zwar zugehörig, aber merkt an kulturellen Unterschieden und an ihrer Umgebung, dass sie nicht ganz dazugehört. Sie beschreibt ihre Situation

¹³ Interview 3 – Zeile 1254 – 1262

¹⁴ Interview 4 – Zeile 988 – 1007

¹⁵ Interview 5 – Zeile 137 – 143

als „etwas dazwischen“ und fügt hinzu: „Ja, ich fühle mich als Österreicherin, aber ich muss dann schon irgendwie betonen mit türkischem Migrationshintergrund, weil ich fühle mich nicht 100 Prozent österreichisch, weil alleine mein Name, mein Aussehen sagt dann so, okay, du bist jetzt nicht die Norm. Und aber ich selber fühle mich eigentlich hier wohl und ich liebe Österreich mit allen Ecken und Kanten. Ich finde, das macht es halt aus. Und es ist nie alles perfekt, egal wohin man geht. Und fühle mich schon eher österreichisch. Aber mit türkischem Migrationshintergrund.“¹⁶

Bei der älteren Enkeltochter ist es ähnlich. „I: Aber jetzt im Alltag, wenn du so, also du siehst dich als Österreicherin? IP: Mit Migrationshintergrund, ja.“¹⁷ Grundsätzlich fühlt sie sich wie eine Österreicherin, muss jedoch den türkischen Migrationshintergrund betonen, weil sie erkennt, dass sie aufgrund ihres Aussehens und ihres Namens nicht vollkommen der österreichischen Norm entspricht. Dabei untermauert die Selbstzuschreibung „mit Migrationshintergrund“ die Empfindung. Ihre Aussagen erwecken den Eindruck, dass sie an gesellschaftliche Grenzen stößt. „Ich glaube schon, dass sie alle sagen, also zum Beispiel, wenn ich wegen der Arbeit denke, dass die sagen, vielleicht die Türkin. Mich so sehen, weil ich eben von meinem Namen her, von meinem Aussehen her, ich bin dunklere Haare, eher dunklerer Typ. Also würde ich sagen, es muss nicht gleich sagen, heißen, dass sie gleich wussten, dass ich Türkin bin, aber dass ich einfach irgendwas Südländisches habe, denke ich, denkt sich jeder.“¹⁸

Daneben spricht sie über die türkische Kultur, anhand der sie ebenfalls feststellt, dass sie nicht der österreichischen Norm entspricht. „Dann habe ich dann schon gemerkt: okay, ich lebe eine andere Kultur, es ist nicht so, dass diese österreichische Norm. Wir leben zwar in Österreich, aber wir leben nicht so wie echte Österreicher.“¹⁹ Interessant an dieser Aussage ist die Differenzierung des Lebensstils. Demnach lebe die Familie eine andere Kultur aus, welche sich von der österreichischen unterscheidet. „Ich glaube, weil ich, also von der Kultur her würde ich mich eher türkisch sehen, weil wir eigentlich die Kultur weiter ausüben, die wir, die ich halt gelernt habe. Aber weil ich eben hier aufgewachsen bin, weiß ich nicht, bin ich dann auch österreichisch? Ich weiß nicht. Es ist irgendwie ur schwer gerade für mich, mich irgendwie eindeutig irgendwo zu identifizieren. Aber was positiv ist, ich liebe die österreichische Art. [...] Deswegen würde ich mich in der Hinsicht her eher österreichisch zum Beispiel sehen, weil Termine muss man halt wahrnehmen, so wie sie sind.“²⁰ Hier wird festgestellt, dass sie sich in

¹⁶ Interview 5 – Zeile 1481 – 1486

¹⁷ Interview 5 – Zeile 558 – 560

¹⁸ Interview 5 – Zeile 566 – 572

¹⁹ Interview 5 – Zeile 515 – 520

²⁰ Interview 5 – Zeile 363 – 373

kultureller Hinsicht eher als türkisch wahrnimmt, weil sie in dieser Kultur sozialisiert wurde. Aber weil sie zugleich in Österreich aufgewachsen ist, fällt es ihr schwer, ihre Identität eindeutig zu definieren. Die türkische Kultur wird im familiären Kontext ausgelebt, aber auch die österreichische, weil sie hier geboren und damit auch ein Teil der österreichischen Gesellschaft ist. Obwohl eine klare Identifikation unmöglich erscheint, fasst sie diese Konstellation nicht gänzlich negativ auf. „Nein, ich nehme es eh nicht nur negativ auf. Aber einfach, dass ich da zum ersten Mal konfrontiert wurde, dass ich eben, obwohl ich gedacht habe, dass ich Österreich- bin, nicht wirklich Österreicherin war in dem Sinne, wenn man nur jetzt anhand von den Dingen schaut.“²¹ Erneut wird der Unterschied zwischen ihrem Selbstbild und der Außenwahrnehmung thematisiert. Dabei beschreibt sie, dass diese Sichtweisen auseinanderklaffen, zumal sie bis zu ihrer ersten Konfrontation (in der Schule) dachte, eine Österreicherin zu sein, aber im Grunde nicht dementsprechend wahrgenommen wurde.

Auch die Sprache wird als differenzierendes Merkmal wahrgenommen: „Ja. Und einmal hat zu mir jemand gesagt: ja, ich spreche ja so gut Deutsch. Weil ich glaube, sie dachte, dass ich dann zum Studieren hierher gekommen bin oder keine Ahnung. Und ich habe gesagt, ich bin hier in Wien geboren. Und dann hat sie gemeint: ja, trotzdem können manche nicht so gut Deutsch sprechen. Hat mich schon sehr verwundert, weil ich mich eigentlich ja als Österreicherin sehe, warum sie mich dann mit Leuten vergleicht, die dann später kommen, weil ich bin auch hier geboren. Fand ich dann schon ein bisschen verwunderlich, aber das ging hier rein und da wieder raus. Ich habe es dann als Kompliment gesehen, habe mir gedacht: danke hm.“²² Diese Situation war für sie unverständlich, da es für sie eine Selbstverständlichkeit ist, die deutsche Sprache zu beherrschen.

Doch obwohl sie sich mit keinem der beiden Länder gänzlich identifizieren kann, fühlt sie sich in Österreich mehr zu Hause als in der Türkei: „Ich identifiziere mich mit kein -, also keinen Ländern 100 Prozent, aber ich fühle mich hier mehr zuhause als in der Türkei, weil ich eben hier geboren wurde, hier lebe, mein Leben hier aufgebaut habe und dank Österreich eigentlich Zugang zu vielen Sachen, ob Bildung, ob ganzes Leben, kulturell, alles was ich machen konnte eigentlich hier erst gemacht habe.“²³

²¹ Interview 5 – Zeile 554 – 556

²² Interview 5 – Zeile 577 – 583

²³ Interview 5 – Zeile 147 – 150

Der jüngeren Enkeltochter fällt eine eindeutige Zuordnung ebenfalls schwer: „Ich kann mich nicht zu einem identifizieren.“²⁴ In einer anderen Interviewstelle versucht sie sich folgendermaßen zu definieren: „Also ich bin stolz, Türkin zu sein, die in Österreich lebt oder Österreicherin zu sein, weil ich finde es gut, mit zwei Kulturen aufzuwachsen. Ich habe zwei Muttersprachen, also Deutsch und Türkisch. Ja, ich habe zwei Kulturen und, ja.“²⁵ Dabei fällt es ihr schwer, eine klare Präferenz herauszustellen. „Es ist beides mein Zuhause. Ich kann mich nicht irgendwie entscheiden. Ich fühle mich nicht zu einem mehr hingezogen als das andere.“²⁶ Dies kann auch daran festgemacht werden, dass sie sich zum einen als eine „stolze“ und „volle“ Türkin und durchaus auch als eine Österreicherin sieht.

„Ja, schon. Also. (...) (überlegt lange) Ich fühle mich schon als Österreicherin, nur manchmal ist es ja so, halt von der Regierung hört man was gegen den Islam und so und gegen Türken, was mich eigentlich nicht wirklich beeinflusst, weil ich sehe mich als Österreicherin. Und wer es nicht so tut, dann Pech für dich (lacht). Ja.“²⁷ An dieser Stelle wird deutlich, dass sie sich von dem, was in der Regierung über den Islam gesagt wird, angesprochen fühlt, aber ihre Zeit nicht damit verschwenden möchte, was andere Menschen über ihre Religion, Kultur oder Herkunft sagen, weil sie Österreicherin ist. Es wird erneut deutlich, dass sie sich selbst als Österreicherin sieht und sehen möchte, ihr aber vonseiten der Politik das Gefühl vermittelt wird, keine zu sein. Sie möchte sich dennoch nicht davon beeinflussen lassen.

Als Beispiel für den Umgang der PolitikerInnen mit diesem Thema nennt sie Folgendes: „Also, das habe ich im Internet auf Instagram gelesen, dass wir nicht Angst vor Corona, sondern vor dem Koran Angst hätten sollen und dass mit, dass die Türken keinen österreichischen Pass mehr bekommen sollen. Ja. [...] Ich denke mir so, das ist Blödsinn. Er, der, der das gesagt hat, hat sich anscheinend nicht mit dem Koran auseinandergesetzt, sonst hätte er sowas nicht behauptet, weil die, weil der Islam eine eigentlich sehr friedliche Religion ist. Und wieso sollten Türken keine österreichische Staatsbürgerschaft bekommen? Also verstehe ich nicht.“²⁸ Diese Aussagen treffen bei ihr auf Unverständnis. Sie kann diese nicht nachvollziehen und nimmt sie nicht persönlich, aber sie weiß, dass sich andere Menschen davon angesprochen fühlen und diese anders aufnehmen. „Sie fühlen sich wahrscheinlich auch, also nicht auch und ausgegrenzt und angegriffen. Also sie fühlen sich nicht willkommen und nicht zuhause, weil es immer wieder solche

²⁴ Interview 6 – Zeile 449 – 463

²⁵ Interview 6 – Zeile 140 – 142

²⁶ Interview 6 – Zeile 160 – 161

²⁷ Interview 6 – Zeile 433 - 439

²⁸ Interview 6 – Zeile 477 – 490

Nachrichten gibt, wo Politiker sich so rassistisch gegen and- Menschen mit Migrationshintergrund äußern.“²⁹ Die Betonung liegt dabei auf der Bezeichnung „fühlen sich auch ausgegrenzt und angegriffen“, denn obwohl die Interviewpartnerin zum Ausdruck bringt, dass sie sich von diesen Aussagen nicht angesprochen fühlt, spricht sie darüber, dass sich andere Personen mit Migrationshintergrund davon angegriffen fühlen könnten. Demnach wirken sich diese Aussagen in der Öffentlichkeit und Politik auf das Leben und die Wahrnehmung der Personen mit Migrationshintergrund aus, da beispielsweise ihre Religion medial angegriffen und mit einer Pandemie verglichen wird. Dabei werden grundlegende Werte einer bestimmten Gesellschaftsgruppe angegriffen, was ein ausgrenzendes Verhalten bedeutet.

Wird die Entwicklung über drei Generationen zusammenfassend dargestellt, zeichnet sich eine Veränderung in eine bestimmte Richtung ab: Mit jeder Generation fühlen sich die Familienmitglieder in Österreich mehr zugehörig, jedoch existiert eine davon differierende Wahrnehmung seitens der Außenwelt. Zuschreibungen einer gewissen Andersartigkeit finden unter anderem in der Öffentlichkeit, Politik und in den Medien statt und beeinflussen das Leben der MigrantenInnen implizit und explizit. Hierbei spricht die erste Generation noch in einem ganz anderen Ton; die Personen fühlen sich eher nicht zugehörig und können sich nicht wirklich mit Österreich identifizieren. Ihr Zugang zu Österreich ist ein anderer. In den nächsten Generationen wird eine Identifikation immer komplizierter, weil die Befragten sich selbst auf der einen Seite als ÖsterreicherInnen (mit Migrationshintergrund) sehen und fühlen, aber auf der anderen Seite aufgrund von bestimmten Merkmalen, welche ihrer Meinung nach von der österreichischen Norm abweichen, von der Gesellschaft nicht als „echte“ ÖsterreicherInnen wahrgenommen und akzeptiert werden. Daraus resultiert eine Doppelidentität. Zudem wird der Identifikationsprozess durch die komplexe Mittelposition zwischen einer überwiegend türkischen Sozialisation und der Teilhabe an der österreichischen Kultur erschwert. Dennoch hat die Familie, vor allem die zweite und dritte Generation, eine positive Einstellung. Das Leben zwischen zwei Kulturen wird als eine Bereicherung angesehen, da von beiden Kulturen Gebrauch gemacht werden kann.

„Lernt halt alles kennen. Und dann nimmt man sich, glaube ich, das, nimmt man das auf, was man gerne hat, sage ich jetzt mal, oder was einem einen Vorteil verschafft oder was halt so sich gehört. Und dann macht man, glaube ich, einfach eine Kombination daraus, wie mit der Sprache, dass wir auch, also dass die Österreicher, die hier geboren wurden, aber mit türkischem Migrationshintergrund auch, eben auch einen Mix aus der Sprache machen, weil es einfach so

²⁹ Interview 6 – Zeile 496 – 498

einfacher ist, sich zu verständigen dann.“³⁰ Die ältere Enkeltochter erzählt, dass von beiden Kulturen vorteilhafte Eigenschaften übernommen werden können. So können diese beiden Kulturen und auch die Sprachen fusionieren. Sie verweist darauf, dass ÖsterreicherInnen mit einem Migrationshintergrund auch die Sprachen kombinieren. Obwohl die Familienmitglieder aufzeigen, dass eine vielfältige österreichische Identität möglich ist, werden sie mit einer gegensätzlichen Haltung seitens der Außenwelt konfrontiert.

4.3 Anpassung – „Es müssen 100 Jahre vergehen“

Anhand einer Aussage wird deutlich, wie unterschiedlich die Wahrnehmung des Zeitgefühls ist. „Ja also, du bist hier fremd, es wird natürlich irgendwie einen Unterschied machen. Bei jeder Gelegenheit (wird das bemerkbar), damit du wirklich so wirst wie sie, müssen 100 Jahre vergehen. Damit du so wirst wie sie. Wie gut du zum Beispiel hier Deutsch sprichst, ein Österreicher wird irgendwie merken, dass du hier fremd bist, oder? Na dann, Ende.“³¹ Hier wird dargestellt, dass sich Personen der ersten Generation als „Fremde“ sehen und diese Fremdheit einen Unterschied ausmacht. Zudem geht der Großvater der Familie von der Vermutung aus, dass die Anpassung an die österreichische Gesellschaft ein zeitintensiver Prozess ist. So müssten in seiner Anschauung hundert Jahre bis zur Anpassung vergehen. Die „Fremdheit“ kann dabei selbst mit dem Erwerb der Sprache nicht abgelegt werden und wird von der Außenwelt erkannt.

Vergleichend wird im Interview mit Tochter erwähnt, dass es sich für sie und ihre Kinder so anfühlt, als ob bereits hundert Jahre vergangen wären. „Ja natürlich, in einer kurzen Zeit hat sich das schlagartig verändert, jetzt sind unsere Kinder wie die Österreicher geworden. Bei mir gab es viele Einschränkungen, bei ihnen ist es eine vollkommen andere Welt, als ob 100 Jahre dazwischen wären.“³² Sie fügt hinzu, dass sie sich selbst in einer kurzen Zeit an die Schule gewöhnt hat und im Vorgang der Einschulung ihrer Kinder, beginnend mit dem Kindergarten, dazugelernt und unter anderem auch gelernt hat, welches Verhalten (von ihr) erwartet wird. Dabei ist bemerkenswert, dass sie von der dritten in Österreich lebenden Generation behauptet, „wie Österreicher geworden [zu sein]“. Den Übergang von der zweiten zur dritten Generation bezeichnet sie als eine vollkommen andere Welt. Sie selbst hätte in ihrem Leben zwar mit vielen

³⁰ Interview 5 – Zeile 442 – 447

³¹ Interview 2 – Zeile 1414 – 1417

³² Interview 3 – Zeile 900 – 927

Einschränkungen zu kämpfen gehabt, doch in der nächsten Generation konnte sie schon große Veränderungen beobachten. Große Veränderungen bezüglich des Zugehörigkeitsgefühls sind also binnen kurzer Zeit möglich und es müssen nicht hundert Jahre vergehen, so wie es der Großvater zuvor beschrieben hatte. Hierbei muss auch festgehalten werden, dass dieser sich auf die Wahrnehmung von anderen bezog. Die Tochter hingegen spricht von ihren eigenen Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Schulbesuch und der Einschulung der Kinder. Dementsprechend können diese Prozesse als Anpassung angesehen werden. Die Sozialisation in Österreich und das Heranwachsen im österreichischen Bildungssystem können hierbei als wichtige Faktoren angesehen werden, welche die Anpassung beschleunigen.

4.4 Integration

Vor allem in der zweiten und dritten Generation wurde das Thema *Integration* mehrfach angeschnitten und kritisch betrachtet. Hierbei meint der Schwiegersohn der Familie, welcher als Religionslehrer tätig ist, dass es große Probleme in der österreichischen Gesellschaft gibt; Probleme, welche sowohl von der türkischen als auch von der österreichischen Bevölkerung ausgehen. Er betont dabei, dass es einige Studien gibt, die über die Integrationsunwilligkeit der MigrantInnen und vor allem der türkischen MigrantInnen berichten. Im Rahmen seines Masterstudiums befragte er LehrerInnen aus seinem Umfeld, ob es Studien über die Sichtweise der ÖsterreicherInnen gibt, da sich die existierenden Studien überwiegend mit der Sichtweise der MigrantInnen beschäftigen. Sein Wunsch ist es, dass auch die österreichische Sichtweise erhoben wird, um zu ergründen, ob dieselben Ergebnisse aufgezeigt werden würden und damit ein Vergleich möglich wird.

„Türken sind unwillig, aber Österreicher sind noch unwilliger als sie, die ÖsterreicherInnen sind eigentlich diejenigen, die die Integration nicht wollen und sie verhindern. Es ist nicht ganz so, aber es muss auch eine Studie über sie gemacht werden, meiner Meinung wollen die ÖsterreicherInnen die Integration weniger als die AusländerInnen, verhindern sie, sind dagegen und lehnen es ab, und zusätzlich verstehen sie Integration – das war das erste Problem. Das zweite Problem ist, dass die Menschen die Integration falsch verstehen. Sie sagen, dass sie hier die Mehrheitsgesellschaft sind, dass sie die Mehrheit sind und die anderen die Minderheit, die Minderheit sind, und was müssen die anderen machen, was bedeutet Minderheit, die anderen müssen sich anpassen, aber das ist nicht Integration, Integration ist was Gegenseitiges, es bedeutet, dass sich die Individuen in der Gesellschaft gegenseitig an einem gemeinsamen Punkt treffen,

dass ist die wahre Integration von der die Rede ist, dass man sich gegenseitig versteht und die guten Dinge übernimmt. Wenn du aber sagst, dass sie sich an euch anpassen sollen, dann heißt das nicht Integration, sondern Assimilation.“³³ Hierbei unterstreicht er zum einen, dass die Integration auch von der österreichischen Seite nicht immer auf Zuspruch stößt und dass sie oft verhindert bzw. abgelehnt und in Folge diese Ablehnung nicht thematisiert wird. Zum anderen wird der Begriff seiner Meinung nach missverstanden. Die Mehrheitsgesellschaft verlangt dabei die Anpassung der Minderheit. Diese Art von Anpassung versteht er als eine Assimilation und nicht als eine Integration. Der Schwiegersohn definiert hingegen die Integration als etwas Gegenseitiges. Es sollte bedeuten, dass sich die Individuen einer Gesellschaft an einem gemeinsamen Punkt treffen; das ist, aus seiner Sicht, die wahre Integration.

„Vor allem die Politik, vor allem weil es die Politiker verstehen, e (Ausruf), wieso hält ihr euch nicht daran? E (Ausruf), wieso hältst du dich nicht daran? Du musst dich auch daran halten und ich muss es auch, damit was daraus entstehen kann, wenn niemand dazu bereit und nicht passend ist sich zu verstehen und gewisse Dinge zu verändern, dann ist das nicht Integration.“³⁴ Aus der Sicht des Befragten haben demnach die PolitikerInnen eine bedeutende Stellung inne, da sie den Begriff der Integration ebenfalls falsch verstünden, verwendeten und gegenüber MigrantInnen eine ablehnende Haltung einnehmen würden.

Die ältere Enkeltochter der Familie beschreibt die Integration folgendermaßen: „Mhm, ich definiere Integration so, dass man zuerst mal, ähm, versucht, das Land, also wenn man irgendwo sich integrieren soll, muss, dass man zuerst mal versucht, das Land mal zu kennenzulernen, zu erforschen, was es gibt und dann sich dementsprechend, ich sage jetzt mal, anpasst, aber nicht seine eigenen Werte oder irgendetwas aufgeben muss, um sich integriert, um integriert zu sein.“³⁵ In dieser Aussage geht die Integration erneut mit einer Anpassung einher, aber es wird ausdrücklich betont, dass diese erfolgen sollte, ohne die eigenen Werte aufgeben zu müssen. Wenn eine Anpassung das Ablegen der eigenen Werte und Identität voraussetzt, ist es aus der Sicht des Schwiegersohnes aber keine Integration mehr, sondern eine Assimilation.

„Die sagen, wie ich lebe, also das meinen sie wahrscheinlich, wie ich lebe, dann lebe auch so (wie ich), wenn du hier leben möchtest. Sie denken auf die Art und Weise, so bewerten sie die Lage, lebe so wie ich, also sei nicht wirklich verbunden an deine Religion. Also es ist nicht so, dass sie wirklich verbunden an ihre Religion sind. So ist es, es sind sowieso fast alle aus dem

³³ Interview 4 – Zeile 1171 – 1228

³⁴ Interview 4 – Zeile 1171 – 1228

³⁵ Interview 5 – Zeile 178 – 184

Dings raus, die sind ausgetreten, es gibt nur wenige, die bei der Kirche und so weiter gemeldet sind, meistens ist es so. Also lebe so wie ich lebe, wenn du es sonst sehr möchtest, dann kehre wieder zurück in deine Heimat und lebe es dort aus, die meisten Österreicher denken bisschen so ähnlich. Sie sagen aber nicht, ich lerne die schönen Aspekte, o da şey yapmak zorunda değil de ne olup ne bitiyor bende öğrenelim neler oluyor neden iyi bu neden bu şekilde bunlar davranıyor neden hani onla, statt sich darüber zu informieren, halten sie es kurz und meinen, dass sich andere an ihren Weg anpassen sollen und ihren eigenen Weg ändern sollen, also das ist bisschen Dings, nicht jeder denkt so, das ist nicht möglich, alle die sich bisschen informieren, denken nicht so.³⁶ Anhand dieser Stelle wird ersichtlich, dass nach der Meinung des Schwiegersohns eine vollständige Anpassung von den MigrantInnen erwartet wird und sie dabei aufgefordert werden, wie die Einheimischen zu leben. Zudem bringt er die (unrealistische) Erwartung an die MigrantInnen auf, sich entweder anzupassen oder in ihre Heimat zurückzukehren. Nach dem Schwiegersohn denken viele ÖsterreicherInnen ähnlich und wollen die schönen Aspekte nicht lernen und sehen. Sie erwarten nur eine Anpassung. Aber er ist gleichfalls der Meinung, dass all jene, die informierter sind, diese Gedankengänge nicht teilen.

Stattdessen sollte, so der Schwiegersohn, die Mehrheitsgesellschaft gegen eine Assimilation sein. „Und ihr solltet eigentlich am meisten gegen die Assimilation sein, weil wenn der Mensch gegenüber nicht als A., nicht mit seiner eigenen Identität, nicht als Muslim oder mit der türkischen Identität spricht, sondern so wie ein Hans spricht, dann werdet ihr daraus Schäden tragen, sowohl aus gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, sozialer, als auch kultureller Hinsicht.“³⁷ Der Schwiegersohn verdeutlicht, dass die Assimilation nicht dem Wohl der Gesellschaft dient, weil Migration die Vielfalt in einem Land und in einer Gesellschaft fördert. Wenn es keine Vielfalt gibt und eine Assimilation erwartet wird, dann entwickelt sich die Gesellschaft seiner Meinung nach nicht. Wenn sich die Menschen jedoch in der Mitte treffen, dann können sie eine neue Kultur hervorbringen.

Zudem werde der Begriff der Integration nicht in seinem Facettenreichtum betrachtet, sondern überwiegend auf die Integration von MigrantInnen beschränkt. Dabei gehen seine weiteren Bedeutungsdimensionen und Teilaspekte verloren. Integration ist etwa auch im Kontext körperlicher Behinderungen zu sehen, betrifft aber auch (etwa geschlechtsspezifische) Ungleichheiten am Arbeitsplatz oder Ungleichheiten auf dem Wohnungsmarkt.

³⁶ Interview 3 – Zeile 1265 – 1274

³⁷ Interview 4 – Zeile 1171 – 1228

„Wenn du den Menschen nicht genügend Möglichkeiten, Wohn-Möglichkeiten gibst, kannst du dich nicht fragen, wieso sie in kleinen Wohnungen leben, wieso sie in ungepflegten Wohnungen leben, wieso sie (ihre Wohnungen) nicht pflegen und es wird von ihnen Steuern für die Gemeinde-Wohnungen abgezogen, aber sie sagen, dass sie nicht in diesen Gemeinde-Wohnungen leben dürfen. Sie besteuern für die Straßenbahne; aber sagen, dass sie nicht mit diesen fahren dürfen. So wie die Dinge, die in Amerika zwischen den Schwarzen und Weißen passiert, sowas geht nicht. Wenn du das Geld von wem nimmst und keine Wohnung hergibst, dann ist es nicht gerecht, aus diesem Grund muss über alles gesprochen werden, wenn von Integration die Rede ist, von A bis Z. Jeder spricht nur über einen Teil des Themas, „wieso macht ihr nicht Dings?“³⁸ Alle Facetten der Integration müssen diskutiert und in allen Teilbereichen muss nach Lösungen gesucht werden, statt die Aufmerksamkeit nur auf die Integration der MigrantInnen zu lenken. Daraus resultierend sieht der Schwiegersohn zwei schwerwiegende Probleme. In erster Linie existiere eine Integrationsunwilligkeit von beiden Seiten der Gesellschaft. Zudem werde der Begriff Integration falsch verstanden und begrenzt betrachtet, weswegen im nächsten Schritt die getroffenen Maßnahmen unpassend sind und nicht zu Lösungen führen. Unter Integration versteht er einen Mittelweg; der Begriff bedeute, einen Konsens in der Gesellschaft zu finden, um ein Begegnungsmoment zu ermöglichen.

Hinsichtlich der überwiegend negativen Haltung gegenüber den Themen Migration und Integration werden in den Interviews die Relevanz der Migration für das System und der Beitrag, welchen die MigrantInnen leisten, hervorgehoben. Den MigrantInnen wird eine große Bedeutung bei der Aufrechterhaltung des Systems zugeschrieben: „Ja, so, manche Menschen werden halt immer negativ über Ausländer denken, auch wenn ich, also im Geo-Unterricht, man lernt ja, dass Migranten sehr wichtig sind, damit die [...] die alten Menschen nicht mehr arbeiten müssen. [...] Ja, dass halt nichts zusammenbricht, dass die noch'n Geld bekommen. Aber jetzt immer weniger Kinder sind und die Österreicherinnen und Österreicher nicht erlauben, dass neue Migranten reinkommen, wird das System irgendwann abstürzen, weil es zu viele alte Leute geben wird und zu viele (verspricht sich), zu wenige junge, die da in diesen Topf einzahlen, ja. Und deswegen sollte man erlauben, dass mehr Migranten nach Österreich kommen, damit das System halt nicht zusammenbricht.“³⁹ Zu Beginn der Aussage unterstreicht die jüngere Enkeltochter, dass manche Menschen immer negativ über die MigrantInnen denken (werden), obwohl im Unterricht gelehrt wird, dass MigrantInnen beispielsweise bei der Aufrechterhaltung des (Pensions-)Systems eine tragende Rolle spielen. Die Interviewpartnerin betont,

³⁸ Interview 4 – Zeile 1171 – 1228

³⁹ Interview 6 – Zeile 607 – 622

dass aufgrund der niedrigen Geburtenrate ein Zuzug erlaubt werden müsste, damit das System nicht zusammenbricht.

Demnach sind MigrantInnen systemrelevant und leisten ihren Beitrag bei der Aufrechterhaltung des Systems. Die Anerkennung der Relevanz für das österreichische System geht auch mit der Einstellung einher, dass sich beide Seiten der Gesellschaft auf einem Mittelweg treffen sollten. „Wir sind im selben Boot, wir sind im selben Boot, wir müssen auf uns gegenseitig achten/aufpassen, wenn wir das nicht tun, dann ertrinken wir alle.“⁴⁰

4.5 Sprachverwendung

Die Auswahl der Interviewsprache war den InterviewpartnerInnen überlassen, wobei sich die Personen der ersten und zweiten Generation für die türkische Sprache und die Personen der dritten Generation für die deutsche Sprache entschieden haben. Bezüglich der Kombination wurde notiert, dass innerhalb der ersten Generation kaum bzw. nur vereinzelt deutsche Wörter und Phrasen aufkamen, hingegen haben die Befragten der zweiten Generation deutlich mehr deutsche Wörter verwendet. Der Schwiegersohn, der im Erwachsenenalter nach Österreich emigrierte, kombinierte etwa beide Sprachen. Die jüngere Enkeltochter hat wiederum kaum türkische Wörter verwendet. Werden alle Interviews im Verlauf betrachtet, ist eine also Entwicklung zu beobachten.

Wie der sprachliche Gebrauch im Alltag aussieht, kann anhand der Antworten auf die Frage, welche Sprache die Familienmitglieder besser beherrschen, beschrieben werden. Beispielsweise antwortet die ältere Enkeltochter mit der deutschen Sprache, dies steht auch mit der Entscheidung, das Interview auf Deutsch zu führen, im Einklang. („I: Aber findest du, dass dein Türkisch oder dein Deutsch besser ist? IP: Deutsch.“⁴¹) Jedoch zeigt sich in einer anderen Interviewstelle, dass beide Sprachen in unterschiedlichen Situationen Verwendung finden. „Ja, im Sprechen fühle ich mich eigentlich, wenn es um Gefühle-Vermitteln geht, zum Beispiel wir sagen mit meinem Verlobten nie „ich liebe dich“. Wir sagen das nie auf Deutsch, weil ich finde, auf Deutsch hat das nicht die Bedeutung für mich wie im Türkischen. Und wenn ich irgendwie viel mit Gefühlen etwas erzählen muss, dann würde ich lieber Türkisch ähm anwenden, verwenden, die Sprache. Aber wenn ich etwas schreiben muss oder generell, normaler Austausch,

⁴⁰ Interview 4 – Zeile 745 – 746

⁴¹ Interview 5 – Zeile 629 – 632

würde ich eher Deutsch bevorzugen, also vor allem schreiben, weil mir das einfach viel leichter fällt. Im Türkischen bin ich mir manchmal nicht ganz sicher, ob diese Wörter wirklich so heißen, weil ich auch ein bisschen im Dialekt spreche, weil ich Türkisch ja eigentlich nur hörend gelernt habe.“⁴² Sie betont, dass sie bei der Vermittlung ihrer Gefühle lieber die türkische Sprache verwendet, was auf die emotionale Nähe zu dieser Sprache hinweist. Im Gegensatz dazu gebraucht sie Deutsch beim Schreiben und in „normalen Gesprächen“. Vor allem schriftlich ist sie sich unsicher und weicht auf die deutsche Sprache aus, da sie die türkische Sprache nur „hörend“ gelernt hat und ihr das Sprachwissen und das Wissen über die Grammatik fehlt.

Weiters beschreibt das jüngste Familienmitglied die Sprachkenntnisse folgendermaßen: „Also ist sehr praktisch, wenn mir ein Wort auf einer Sprache nicht einfällt, dann sagst du’s auf der anderen Sprache. Also nicht angezogen, sondern ich kann halt besser Deutsch als Türkisch. Ich kann zum Beispiel sehr, sehr schwer Türkisch schreiben, deswegen schreibe ich auch immer Deutsch. Und deswegen wird es sehr schwer. Da benutze ich immer Google-Übersetzer, wenn ich mit meinen Verwandten aus der Türkei schreiben muss. Das ist denen aufgefallen. Meine Cousine hat mich gefragt, wieso ich so kalt wirke, wenn ich mit ihr schreibe, dabei fällt es mir sehr schwer zu schreiben. Ja.“⁴³ Sie beschreibt es als praktisch, dass sie die Sprachen kombinieren kann. Jedoch schätzt sie ihre Deutschkenntnisse besser ein und fügt hinzu, dass ihr das Schreiben auf Türkisch schwerfällt. Vor allem, wenn sie mit ihren Verwandten aus der Türkei schriftlich kommuniziert, kommt sie an ihre sprachlichen Grenzen und holt sich Übersetzungshilfen. Dabei werden ihre fehlenden Sprachkenntnisse im Schreiben aus der Sicht ihrer Cousinen als ein Zeichen von Kälte gedeutet, wobei die Gefühle ihrer Aussagen womöglich durch den Übersetzungsschritt verloren gehen. „Also sonst, mir fällt es, glaube ich, leichter auf Deutsch nur Deutsch zu reden, als auf Türkisch nur Türkisch zu reden, weil ich spreche zuhause immer gemischt. Also mehr Türkisch, aber mit deutschen Wörtern. Und deswegen ist das so, nur Türkisch zu reden fällt mir ziemlich schwer.“⁴⁴

⁴² Interview 5 – Zeile 636 – 643

⁴³ Interview 6 – Zeile 1078 – 1084

⁴⁴ Interview 6 – Zeile 1088 – 1090

4.6 „*Bir lisan, bir insan. Iki lisan, iki insan.*“ – „*Eine Sprache, ein Mensch. Zwei Sprachen, zwei Menschen.*“

Die Tochter der Familie erzählt über das Leben ihrer Eltern, dass sie in ein fremdes Land eingewandert sind, die Sprache nicht konnten und Verpflichtungen hatten. Zudem hatten sie eingeschränkte Möglichkeiten und haben stets das Beste aus der Situation gemacht. Sie hatten dabei Angst, dass sie aufgrund ihrer Sprachbarrieren in schwierige Situationen geraten (z. B. mit der Polizei). Die Tochter geht hierbei davon aus, dass die meisten MigrantInnen diese Angst teilen. „Damals ee (Ausruf), was passiert, wenn du nichts verstehst? Also kommt die Polizei und holt dich ab. Wenn du dich zusätzlich nicht ausdrücken kannst, dann bist du in der Verbrecher-Position, solche Dinge eben. Solche Ängste hatten damals bestimmt alle innerlich.“⁴⁵ Außerdem konnten sie Ungerechtigkeiten, die sie beispielsweise bei der Arbeit erlebt haben (Beispiel: Großvater) nur mithilfe von DolmetscherInnen lösen.

Der Großvater beschreibt seine Deutschkenntnisse folgendermaßen: „Ja ich hab es ja gesagt, ich selbst hätte jetzt *** sehr gut sprechen müssen. Perfektische Deutsch hätte ich sprechen müssen, aber – [...] Ja also wenn man nicht in die Schule geht, dann bringt sich ein Kurs wenig. Man muss unbedingt in die Schule gehen.“⁴⁶ An einer anderen Stelle erwähnt er: „Schau, wir hätten jetzt, wir hätten jetzt super Deutsch sprechen müssen. Ich müsste es – mischen wir die anderen nicht ein, ich hätte super Deutsch sprechen müssen, aber wir haben eben nicht so viel Wert darauf gelegt, eben weil wir dachten, dass wir wieder zurückkehren werden, so ist die Zeit vergangen.“⁴⁷ Er meint hierbei, dass er heute perfekt Deutsch sprechen müsste, aber nicht in Österreich in die Schule ging, das Bildungssystem nicht kannte, sich das sprachliche Wissen daher nicht aneignen konnte bzw. wollte, da die Familie zurückzukehren gedachte. Seine sprachlichen Fähigkeiten haben sich im Lauf der Zeit gebessert und damit auch seine allgemeine Situation. Diese Veränderung ist besonders wichtig, da mit dem Sprachwissen auch eine (gewisse) Selbstsicherheit einhergeht.

Basierend auf den eigenen Erfahrungen kennt auch die Tochter der Familie die Bedeutung der Sprache, da sie bei ihrer Ankunft in Österreich mit Sprachbarrieren konfrontiert war: „Ich wollte zum Beispiel, dass sie ihre Sprache (oder die Sprache) sehr gut lernen. Weil ich weiß, dass sogar im Kindergarten die Sprache sehr wichtig ist, ich habe sogar bei der Arbeit sehr oft gehört, wenn sie in einen guten Kindergarten („iyi dil“ – mit einer guten Sprache?) gehen, dann

⁴⁵ Interview 3 – Zeile 362 – 368

⁴⁶ Interview 2 – Zeile 1389 – 1404

⁴⁷ Interview 2 – Zeile 551 – 553

wirkt sich das gut auf die Sprache aus. Also manche Menschen haben darüber geredet, dass je früher man beginnt, desto besser sich das auf die Sprache auswirkt, deswegen ist es wichtig, dass sie im Kindergarten beginnen, damit sie die Sprache noch besser können, die Sprache war sehr wichtig für mich. Weil ich diese Sprachmängeln bei mir selbst oft erlebt habe, in der Zeit ganz am Anfang (und so – „falan“), weißt du viel mehr wie wichtig die Sprache ist. Also vor allem für die Kinder.“⁴⁸ Weil sie weiß, wie schwer die Bedingungen sind, wenn nicht genügend Sprachkenntnisse vorhanden sind, hat sie bei ihren Kindern auf den Spracherwerb geachtet, was einen bewussten Umgang mit der Thematik voraussetzt. Sie selbst hat die fehlenden Kenntnisse in der Schulzeit als Barriere empfunden. Dies könnte mitunter als Grund dafür angesehen werden, weshalb sie in ihrem Umfeld blieb.

Dabei zeigt der Schwiegersohn der Familie anhand eines Beispiels, wie wichtig die Sprache im Alltag ist und mit welchen Konsequenzen zu rechnen ist, falls die Sprache nicht beherrscht wird: „Also du gehst zum Arzt, sage ich den Kindern, wenn wir manchmal miteinander reden, okay lerne die Sprache nicht, sage ich. Wenn du zum Arzt gehst und Bauchschmerzen hast, wie wirst du dem Arzt/der Ärztin sagen, dass du Bauchschmerzen hast? Du kannst kein Deutsch, du gehst zum Dings und möchtest Brot kaufen, du findest das Brot nicht, wie wirst du fragen wo das Brot ist? Du kannst es nicht fragen und weil du nicht fragen kannst, wirst du hungern. Aus diesem Grund musst du es also lernen. Einfach Dinge, diese einfachen Dinge sollten die Menschen zum Lernen motivieren, die Gedanken von uns, also von den Familien muss sich auch ändern, ich bin hier nicht zu Gast oder so, ich lebe hier, dieses Land ist mein Land, ich habe was für die Zukunft dieses Landes zu sagen.“⁴⁹ Er zeigt zudem auf, welche positiven Veränderungen mit dem Erwerb der Sprache einhergehen. Hierbei gibt die Sprache den Menschen eine bestimmte Sicherheit.

In den Interviews wurde immer wieder die Wichtigkeit der Sprache aufgezeigt, denn je mehr Sprachen eine Person kann, desto mehr Wissen kann sie sich aneignen und die Welt aus einem anderen Blickwinkel betrachten. „Wenn man nicht so gut Deutsch kann, ist es sowieso nicht möglich eine gute Arbeitsstelle zu finden. Also Deutsch, die Sprache ist sehr sehr wichtig, ohne dem funktioniert nichts. Ohne die Sprache bist du nur halb. Also eine neue Sprache, eine neue Welt, also es ist so, als ob du einen Körper, also egal wie gut dein Kopf funktioniert und gute Ideen du hast, egal wie intelligent du bist, du kannst das nicht verwerten, wenn du die Sprache nicht hast. Deswegen ist die Sprache sehr wichtig.“⁵⁰ Dabei wird die Bedeutung der Sprache

⁴⁸ Interview 3 – Zeile 1478 – 1501

⁴⁹ Interview 4 – Zeile 1011 – 1074

⁵⁰ Interview 3 – Zeile 1458 – 1467

des Ankunftslandes verdeutlicht, da diese einen Zugang zu den Teilbereichen des Alltags ermöglicht. Zudem erklärt die Tochter der Familie, dass ohne die Sprache gute Ideen und die Intelligenz nicht zum Ausdruck gebracht resp. verwertet werden können.

„Eine Sprache bedeutet, eine neue Sprache zu lernen bedeutet, aus einer ganz anderen Perspektive und Kultur die Welt zu betrachten. Aus diesem Grund habe ich zum Beispiel viele österreichische Lehrer und österreichische Familien (sehr viele Menschen) gesehen, die unsere türkischen Familien beneiden. Weil sie unsere Kinder sehen, sie sprechen Türkisch und Deutsch.“⁵¹ Die Mehrsprachigkeit wird in Summe als Bereicherung angesehen, wobei innerhalb der zweiten Generation hinzugefügt wird, dass sie türkische Sprache als Muttersprache ansehen. Der Familie A. ist aber wichtig, dass beide Sprachen gut beherrscht werden, da für die dritte Generation das Deutsche eine zweite Muttersprache darstellt, weil sie diese schon im Kindergarten lernen und mit dieser aufwachsen. Besonders kennzeichnend zwischen den Generationen ist der Wunsch der Sprachweitergabe. Dieser Wunsch zieht sich durch alle Generationen durch und wird von dem jüngsten Familienmitglied folgendermaßen thematisiert: „Für mich? Schon, ja. Weil irgendwann, wenn man lang genug in Österreich gelebt hat, habe ich die Bedenken, dass die türkische Kultur mir verloren geht. Also nicht mir, sondern den, meinen Nachfolgern. Weil die österreichische Kultur komplett anders ist als die türkische, also die Religion. Deswegen habe ich da Bedenken, weil die Sprache wird ja auch immer schlechter, weil meine Eltern haben ja in der Türkei gelebt, ich lebe jetzt nur noch, also nicht nur noch (lacht), in Österreich und deswegen ist mein Türkisch halt schlechter als das von meinen Eltern. Und das wird in der nächsten Generation ja noch schlechter sein.“⁵² Sie hat demnach Bedenken, dass mit den Jahren, die in Österreich verbracht werden, auch die Kultur- und Sprachkenntnisse abnehmen.

Das jüngste Familienmitglied erzählt im Kontext des familiären Sprachgebrauchs: „Also meine Großeltern sprechen eigentlich nur Türkisch mit mir. Halt manchmal spricht mein Opa, glaube ich, zum Spaß so Deutsch. Ich kann mich erinnern, im Kindergarten oder in der Volksschule war ich krank und da musste meine Oma in der Schule für mich anrufen. Und sie hat gesagt, dass sie meine Omama ist (lacht). Das fand ich süß. Ja. Also meine Oma spricht auch so, also so ein Dialekt-Türkisch, was ich jetzt nicht so habe oder meine Mutter oder mein Vater. Meine Eltern sprechen auch die meiste Zeit mit mir Türkisch. Nur manchmal in der Öffentlichkeit, wenn jemand fremdes zuhören könnte, sprechen sie mit mir Deutsch. Ich finde es irgendwie so

⁵¹ Interview 4 – Zeile 292 – 328

⁵² Interview 6 – Zeile 1003 – 1009

ungewohnt, auf einmal eine andere Sprache zu sprechen, wenn ich die ganze Zeit mit denen Türkisch geredet habe. Deswegen kann ich da nur noch Türkisch antworten. Ja.“⁵³ Hierbei stellt sich heraus, dass sie mit ihren Großeltern überwiegend auf Türkisch kommuniziert und die meiste Zeit auch mit ihren Eltern auf Türkisch spricht. Sie erwähnt jedoch, dass sie in der Öffentlichkeit – in Situationen, in denen Fremde zuhören könnten – auf Deutsch sprechen und dass sich diese Situation für sie ungewöhnlich anfühlt und sie daher nur auf Türkisch antworten kann.

4.7 Veränderungen/Entwicklungen im Verlauf der Generationen

Beim Thema des Reisens sind Parallelen, aber auch Veränderungen zwischen den Generationen zu beobachten. Während die erste Generation mittlerweile ein halbes Jahr in Österreich und ein halbes Jahr in der Türkei lebt, reist die zweite Generation jedes Jahr in den Sommerferien ausnahmslos in die Türkei. Eine andere Reisedestination kommt nicht infrage. Die ältere Enkeltochter möchte hingegen ihren Urlaub nicht nur in der Türkei verbringen, sondern auch in andere Länder bereisen. „Nicht von der Kultur, sondern von der Heimat, dass man sich von der Heimat entfernt, wir reisen zum Beispiel jedes Jahr in den Sommerferien in die Türkei, aber die dritte Generation (kann) sagen „wieso soll ich immer in die Türkei reisen, 2 Wochen, drei Wochen, 4 Wochen. Eine Woche ans Meer fahren und eine Woche zum Uludağ und das wars und nächstes Jahr reise ich eben nach Spanien, danach nach Ägypten, danach nach China. Unsere zweite Generation plant meistens die Reisen oder Dings, die Investitionen oder die Reisen sofort in der Türkei.“⁵⁴ Diese Veränderung wird von dem Schwiegersohn unter anderem auch als eine „Entfremdung von der Heimat“ verstanden. Die Mitglieder der ersten beiden Generationen erwähnen, dass dies eine natürliche Entwicklung sei, da die jungen Personen in einer vollkommen anderen Welt leben. „Die Liebe zur Sprache und zur Herkunft oder das Hinreisen und die Beziehungen werden schwächer, natürlich ist das in der Zeit, die vergeht, normal, sie gewöhnen sich daran.“⁵⁵ Dabei geht die Entfremdung beispielweise auch mit der Abnahme der Liebe zur Sprache und zur Herkunft einher.

„Also ich würde nie für die Türkei leben wollen. Also dafür, dass ich irgendwas in der Türkei habe, dafür würde ich nicht leben. Ich will eher für etwas leben oder arbeiten, wovon ich mehr

⁵³ Interview 6 – Zeile 1039 – 1047

⁵⁴ Interview 4 – Zeile 829 – 897

⁵⁵ Interview 4 – Zeile 777 – 797

profitieren kann. Und das ist definitiv hier, weil ich elf Monate mindestens hier lebe und vielleicht auch mehr an Urlaub und nicht nur Urlaub in der Türkei, sondern woanders. So, das würde ich definitiv anders machen, nicht immer –. Ja, ich würde nicht wollen, dass das so irgendwie auf Türkei bezogen oder dass ich alles, was ich mache, irgendwie für die, in oder für die Türkei sein muss, sondern einfach mehr sehen, mehr die Welt sehen, verschiedene Kulturen kennenlernen, vielleicht irgendwas aufschnappen, was mir gefällt, was mir nicht gefällt.“⁵⁶ Dabei wird erwähnt, dass sie nicht für die Türkei leben möchte oder dafür, sich in der Türkei etwas kaufen zu können. Stattdessen möchte sie etwas aufbauen, wovon sie mehr profitieren kann, und zwar in Österreich, weil sie die meiste Zeit des Jahres auch hier lebt. Beispielsweise spricht die ältere Enkeltochter auch darüber, dass sie die Urlaubsplanung anders arrangieren würde und nicht immer der Bezug zur Türkei gegeben sein muss. Dementsprechend treten die Vermutungen der Personen aus der zweiten Generation über die Vorstellungen der nächsten Generationen ein. Ob wirklich ein Entfremdungsprozess stattfinden wird, kann nicht prognostiziert werden, da es sich dabei, laut Schwiegersohn, um einen sozialen Prozess handelt, der nicht stetig verläuft, sondern immer Veränderungen und Entwicklungen unterliegt.

4.8 Wertweitergabe – „Brücke zwischen zwei Generationen“

Die Wertweitergabe zwischen Angehörigen der ersten und dritten Generation funktioniert überwiegend über die zweite Generation. Dabei lässt sich die erste Kommunikationsschleife zwischen dem Großvater und seiner Tochter feststellen, wobei der Großvater berichtet, was er sich von seinen Enkelkindern erwartet und wünscht. Hierbei dient die zweite Generation als Brücke. Die Aufgabe der Tochter/Mutter ist es, die Werte in Form von Erziehung an ihre Kinder weiterzugeben.

Der Schwiegersohn fügt hinzu, dass er und seine Frau als Eltern dazu verpflichtet sind, ihren Kindern Vorbilder zu sein und religiöse und kulturelle Werte durch das Vorleben derselben an die nächste Generation weitergeben können: „Ihnen im Verhalten und beim Reden ein Vorbild sein, es sollte nicht nur beim Sagen bleiben, sondern man sollte wirklich ein Vorbild sein, also das haben wir versucht weiterzugeben, Werte, die sowohl auf die Religion als auch auf die Kultur zurückzuführen sind.“⁵⁷ Es wird hier deutlich, dass es sich bei der Wertweitergabe um einen Prozess handelt, der vorgelebt und so von der Folgegeneration internalisiert werden kann.

⁵⁶ Interview 5 – Zeile 1314 – 1328

⁵⁷ Interview 4 – Zeile 444 – 475

Neben religiösen und kulturellen Werten, welche in der Familie A. von Bedeutung sind, ist das Wissen über die familieninterne Migration(sgeschichte) ebenfalls von Relevanz. Die ältere Enkeltochter spricht folgendermaßen über die migrationsbedingten Entwicklungen der Familie: „Ja. Also die erste Generation, die haben ja sowieso anders gedacht. Sie wollten ja nie hier bleiben, deswegen war es immer so auf, wir arbeiten und dann wollen wir eh in die Türkei zurück. Und dann erst in der zweiten Generation hat sich das eben, glaube ich, verändert, dass sie gesagt haben: Okay, nein, wir bleiben hier, weil wir verdienen gut oder die Arbeit ist gut oder ich mag das Leben hier. Und bei der dritten Generation, also bei mir, würde ich das gar nicht mal in Frage stellen, weil ich will hier leben. Das, finde ich, hat sich verändert.“⁵⁸ In der Abfolge der Generationen verändert sich die Sichtweise drastisch. Während in der ersten Generation kein längerer Aufenthalt geplant war, sprechen Personen aus der dritten Generation darüber, dass für sie das Leben in Österreich außer Frage steht.

Die Werte, die weitergegeben werden sollen, beziehen sich hauptsächlich auf die Religion und Kultur. Gesprochen wird in diesem Kontext etwa vom Gerechtigkeitsgefühl, von Ehrlichkeit oder vom wertvollen Gehalt des Glaubens. Dementsprechend wurde versucht, der Kindergeneration diese Werte zu vermitteln, indem Überzeugungen vorgelebt werden. Gleichzeitig wurde bzw. würde versucht, auch jene Werte weiterzugeben, welche von der österreichischen Bevölkerung übernommen wurden, zum Beispiel Pünktlichkeit oder offene Kommunikation, etwas, was es aus der Sicht des Schwiegersohnes in türkischen Familien nicht in demselben Ausmaß gibt, sich aber positiv auf den familiären Zusammenhalt auswirken kann.

Betrachtet werden diese Werte dabei aber nicht als islamische, türkische oder österreichische, sondern als allgemein menschliche Werte. Wenn die Eltern beobachten, wie ihre Kinder diese umsetzen, freuen sie sich darüber. In seiner Tätigkeit als Lehrer versucht der Schwiegersohn, diese Werte auch seinen SchülerInnen weiterzugeben. Es ist ihnen auch wichtig, dass spezifische Eigenschaften aus der türkischen Kultur von den nächsten Generationen übernommen werden. Diese Aspekte müssen auch deswegen weitergegeben werden, da die türkische Kultur eine „schöne“ ist.

⁵⁸ Interview 5 – Zeile 1221 – 1230

4.9 Werteübernahme – Kombination der Werte

Wie bereits erwähnt, spielt im Migrationskontext neben der Werteweitergabe auch die Kombination von alten und neuen Werten eine wichtige Rolle. Der Schwiegersohn berichtet in diesem Bedeutungsumfeld davon, dass türkische MigrantInnen in Österreich zwischen den Gesellschaften gefangen sind. Sie übernehmen einige Werte, welche ihnen von Nutzen sind, und entwickeln sie weiter. Bei diesem Prozess werden sie natürlich zu anderen Menschen und verändern sich. Dabei teilen die türkischen MigrantInnen in der europäischen Diaspora manche Eigenschaften und unterscheiden sich wiederum auch aufgrund von länderspezifischen Entwicklungen.

Durch Migrationsbewegungen werden alte und neue Werte kombiniert. Es wird jedoch verdeutlicht, dass es in den Grundwerten keine großen Veränderungen gibt. Dabei spielen vor allem menschliche Werte wie gegenseitiger Respekt und Akzeptanz eine Rolle, aber auch der Glaube. In den Werten, die ihren Glauben bestärken und ihr Leben erleichtern (wie zum Beispiel Pünktlichkeit, die eigentlich ein Teil der islamischen Religion ist), gibt es Veränderungen. Dementsprechend ist Pünktlichkeit eine wichtige Eigenschaft, die aus seiner Sicht unbedingt internalisiert und übernommen werden sollte. Das Leben sei nämlich ‚pünktlich‘ in dem Sinn, dass alles im Leben seine Zeit hat. Seiner Meinung nach können die meisten türkischen MigrantInnen diese Pünktlichkeit nicht übernehmen, obwohl es ihnen ihre Religion vorschreibt. Das Leben in Österreich verläuft ordentlich und regelhaft. Der Schwiegersohn meint, dass die MigrantInnen diese Dinge internalisieren müssen. Stattdessen versuchen sie, daran vorbei zu leben. Sie erschweren sich das Leben, indem sie sich nicht an diese Regeln halten. Zudem falle es ihnen schwer, sowohl ihre Religion als auch ihre kulturellen Werte anderen Menschen näher zu bringen.

Eine weitere wichtige Eigenschaft ist aus seiner Sicht Beharrlichkeit/Beständigkeit. Darunter versteht er, Ruhe zu bewahren und sich darum zu bemühen, Arbeiten abzuschließen und Erfolg zu haben. Als Lehrer weiß er auch, dass Kinder mit einem türkischen Migrationshintergrund bei dem ersten Hindernis aufgeben. Sie argumentieren damit, dass sie es nicht schaffen würden oder Probleme nicht bewältigen könnten und ziehen sich zurück. Aber wenn sie gute europäische Eigenschaften übernehmen, Misserfolgen auf den Grund gehen und sich auch dementsprechend bemühen würden, wären sie in der Lage, alles zu schaffen. Weiters gibt es die Eigenschaft der Ehrlichkeit/Aufrichtigkeit, welche sowohl mit der Religion als auch mit dem sozialen Leben in Zusammenhang steht. Obwohl er beobachten konnte, dass sich viele Personen nicht

ehrlich verhalten, setzen andere diesen Wert durchaus mit Gründlichkeit um. Aus seiner Sicht wäre es positiv, wenn alle diese Werte übernehmen würden, denn dann würde sich das Leben für alle dementsprechend verändern.

Anhand eines Beispiels stellt der Schwiegersohn Werte fest, welche allgemeine Grundwerte darstellen, die sich alle Menschen wünschen: zum Beispiel die Ehrlichkeit und die Nettigkeit, dabei entsprechen diese auch den islamischen Werten. Diese liegen allen Religionen zugrunde. Beispielsweise gibt es im Islam und im Christentum die Nächstenliebe und im Judentum eine etwas andere Form, welche Gerechtigkeit gegenüber den Nachbarn und den Freunden vorschreibt. Und weil sie an das Jüngste Gericht glauben und daran, dass sie für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden, versuchen sie sich als Familie an diese Grundwerte zu halten und nach diesen zu leben. Der Schwiegersohn der Familie spricht über die gemeinsamen Grundwerte, welche menschliche Werte sind, und von allen Weltreligionen aufgegriffen werden als „die Werte der Menschlichkeit“. Auf diesen Grundwerten basieren die Werte der verschiedenen Kulturen. Dementsprechend sollten seiner Meinung nach die türkisch-muslimischen Werte beibehalten werden und die positiven österreichisch-europäischen Werte übernommen werden. Diese Konstellation sei für die in Österreich lebenden Personen mit türkischem Migrationshintergrund spezifisch.

4.10 Dankbarkeit

Die mit der Migration verbundene Dankbarkeit wird in allen sechs Interviews thematisiert. Angehörige der ersten Generation sprechen diesbezüglich überwiegend über die schweren Lebensbedingungen. Sie sind jedoch dankbar für alle Möglichkeiten, die ihnen in Österreich zur Verfügung standen und weiterhin stehen (z. B. im Gesundheitssystem). Dabei stellen sie auch Vermutungen darüber an, wie das Leben in der Türkei aussehen würde, wenn sie nicht nach Österreich ausgewandert wären. „Wir haben seit Jahren an diesem Ort unser Brot verdient. Ich liebe es hier auch, meine Heimat liebe ich. Wir haben hier auch sehr viel Gutes erlebt. Cok südür (als Zeichen von Dankbarkeit – “Gott sei Dank”). Also wie hätten wir in der Türkei so viel erreichen können wie hier/wie jetzt? Schau ich war jetzt auf der Pilgerfahrt, ich war auf der Umra, ich bin mit dem Flugzeug geflogen, und dann habe ich das alles hier gesehen.”⁵⁹ Der Großvater

⁵⁹ Interview 1 – Zeile 968 – 982

erzählt, dass seine Familie in Österreich ihr Geld verdient und Arbeit gefunden habe. Dabei ist es Personen dieser Generation auch wichtig, dass die Möglichkeiten, die ihnen zur Verfügung standen, nicht geleugnet werden. Sie zeigen ihre Dankbarkeit unter anderem auch in dem Wunsch, dass es Österreich aus wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Sicht gut gehen soll. „So wars, ich danke ihnen nochmal (oder dennoch). Also man sollte die Möglichkeiten nicht leugnen. Ich danke ihnen sehr. Mögen die Steine und die Erde hier zu Gold werden (türkische Redewendung: „taşı toprağı altın olsun“).“⁶⁰

Auch in der zweiten Generation wird das Thema der Dankbarkeit aufgegriffen, ist aber nicht mehr so präsent. Personen der dritten Generation erwähnen die Dankbarkeit im Kontext der Möglichkeiten, die durch die Migration der Großeltern entstanden sind. Die ältere Enkeltochter erläutert beispielsweise, dass ihr Leben in der gegebenen Form unmöglich wäre, wenn ihre Großeltern die mit dem Migrationsprozess verbundenen Lasten nicht auf sich genommen hätten: „Ja, ich sage immer meinen Großeltern, wenn ich das, wenn ich heute zum Beispiel mein Studium abschließe, dank ihnen, dank meinen Großeltern, weil wäre er nicht, also hätte er diesen Mut nicht gehabt vor, keine Ahnung wie vielen Jahren, hierher zu kommen, hätte ich dieses, diese Bildung nie genießen können oder vielleicht wäre es etwas ganz Anderes geworden. Aber ich denke schon, dass die, dass deren sozusagen Migration mein Leben geformt hat, weil ich eh so erst den Zugang gefunden habe.“⁶¹

Auch das jüngste Familienmitglied spricht im Alter von 16 Jahren bewusst über die Migrationserfahrung ihrer Großeltern: „Dass ich nicht in der Türkei lebe. Dass sie mir halt gesagt/gezeigt haben, dass sie extra nach Österreich gekommen sind, um mir eine bessere Ausbildung zu ermöglichen, dass ich jetzt so viele Chancen habe, so viel zu machen, weil sie damals ja nicht hatten, als sie nach Österreich auswandern mussten. Und ja.“⁶² Dieses Bewusstsein lässt sich auf die kommunikative Weitergabe der Erfahrungen zurückführen, was vor allem in der dritten Generation einen positiven und motivierenden Effekt zu haben scheint. „Irgendwie macht das einem schon traurig, dass sie nicht die gleichen Möglichkeiten hatten wie du. Aber es motiviert auch einen, ihnen zu zeigen, dass man halt es kann, halt eine gute Ausbildung machen wird, weil sie ja die Möglichkeiten einen angeboten haben.“⁶³ Dabei wird eine gute Ausbildung angestrebt, damit sie den ihr eröffneten Möglichkeiten gerecht werden kann.

⁶⁰ Interview 2 – Zeile 1175 – 1187

⁶¹ Interview 5 – Zeile 298 – 305

⁶² Interview 6 – Zeile 334 – 337

⁶³ Interview 6 – Zeile 367 – 369

Neben der Dankbarkeit, welche mit dem Migrationsprozess in Zusammenhang steht, spielt Dankbarkeit zwischen den Familienmitgliedern im Allgemeinen aber ebenfalls eine zentrale Rolle. Unter anderem ist die Großmutter ihrem Ehemann dankbar, welcher ihr das Leben in Österreich und die damit verbundenen Optionen ermöglicht hat. Die Enkelkinder sind ihren Eltern für schulische Unterstützungen dankbar. „Genau. Und auch die Unterstützung von vor allem meiner Mama im Schulischen, also hat sie mich auch immer sehr unterstützt, weil sie hat halt hier auch einen Schulabschluss gemacht und deswegen konnte sie mich auch fördern und ähm mich unterstützen. Und ich denke auch, dass ich vieles dank ihr ähm sagen wir in der Volksschule so, dass ich erfolgreich war, vieles dank ihr überhaupt geschafft habe.“⁶⁴ Hierbei erwähnt sie, dass sie ihren Erfolg ihrer Mutter zu verdanken habe und betont auch, dass ihre Mutter sie nur unterstützen konnte, weil sie selbst in Österreich die Schule besucht hat und mit dem Bildungssystem einigermaßen vertraut ist. Aber auch die intrafamiliären Beziehungen zeichnen sich mitunter durch Dankbarkeit aus: „Also, was ich immer sehe, ist immer dieser Respekt, den man einfach hat, oder die Dankbarkeit. Die sehe ich halt immer wieder. Und ich weiß nicht, bei uns ist einfach, also bei, im Türkischen, im türkischen Kulturkreis werden älteren, also das ist immer, man muss immer, die werden immer respektiert und sollte man immer Respekt haben und immer gut sein, gutmütig sein und so würde ich es halt definieren, deren Beziehung.“⁶⁵ Der Respekt und die Dankbarkeit – vor allem gegenüber älteren Familienmitgliedern – sind im türkischen Kulturkreis kennzeichnend für die familiären Beziehungen.

4.11 Migration aus der Sicht des zurückgelassenen Kindes

Wie sich der Migrationsprozess auf die Familie und auf die einzelnen Familienmitglieder auswirkt, wird mitunter an den Erzählungen der Tochter der Familie ersichtlich. Sie kann sich nicht daran erinnern, wann der Vater nach Österreich migriert ist, dementsprechend kann bis zu ihrer Ankunft in Österreich von keiner Vater-Tochter-Beziehung die Rede sein. Demgegenüber könne sie sich gut daran erinnern, dass ihre Mutter von einem Tag auf den anderen verschwand und sie nicht wusste, ob sie je wieder zurückkehren wird. Die fehlende Kommunikation führt die Tochter darauf zurück, dass ihre Eltern unwissend waren und eine einfühlsame Kommunikation aus ihrer eigenen Erziehung nicht kannten. Daraufhin entwickelte die Tochter die Angst, dass auch ihre Großmutter, bei der sie nach der Auswanderung ihrer Mutter lebte, sie verlassen würde, da sie die Rahmenbedingungen und Gründe für das Verschwinden ihrer Eltern nicht

⁶⁴ Interview 5 – Zeile 328 – 332

⁶⁵ Interview 5 – Zeile 1165 – 1175

kannte. Nachdem sie ein Jahr mit ihrem jüngeren Bruder bei ihrer Großmutter gelebt hatte, wurde sie von ihm getrennt und nach Österreich geholt. An dieser Stelle erzählt sie davon, dass sie das Zusammenleben mit ihrem Vater und ihrer Mutter bis zu ihrem siebten Lebensjahr nicht gewöhnt war. Der Nachzug nach Österreich beschäftigte sie umso mehr, da sie von ihrem Bruder getrennt wurde. Diese Trennung traf sie sehr. „Danach war unsere Familie zusammen (ist zusammengekommen). Also bis dahin hat immer irgendwer gefehlt. Mein Bruder zum Beispiel, meine Schwester ist geboren, nachdem ich hierhergezogen bin. Es ist zum Beispiel auch etwas sehr Schweres, wenn man die Geschwister voneinander trennt. Weil wir waren mit ihm, also wir waren ja dort Dings, zusammen. Wir sind zusammen aufgewachsen. Und auf einmal erlebst du auch sein Fehlen. Egal ob du zwei Jahre alt bist, also du weißt/merkst alles. Du kommst mit 8 Jahren hierher und er ist bisschen jünger als du, er weiß/merkt alles, redet und so weiter, sie plötzlich zu trennen ist sehr schwer. Ich verstehe noch immer nicht, wie die Familien ihre Kinder zurücklassen konnten.“⁶⁶

„Also, es ist nicht leicht, das Kind hat sich an dich gewöhnt und du drehst dein Rücken und gehst, tschüss papa. Du gehst einfach, ohne es deinem Kind zu sagen. „Ich gehe, aber ich werde wieder kommen, das und jenes wird passieren“, das weißt du ja als Kind nicht, er/sie geht einfach. Also geht nicht, er/sie muss gehen, also alle haben ihre Eltern („annesi babasi“) bei sich, nur deine sind nicht da (sind weg). Also du kannst dich nicht daran erinnern, wann dein Vater gegangen ist und wenn deine Mutter auch geht – für meinen Bruder war das bestimmt auch gleich/ähnlich.“⁶⁷

Aber auch andere Veränderungen, welche mit dem Migrationsvorgang in Verbindungen standen, waren für sie herausfordernd, da sie sich in einer gänzlich neuen Umgebung zurechtfinden musste. Ihre anfänglichen Schwierigkeiten und Wahrnehmungen beschreibt sie beispielweise in der folgenden Interviewpassage: „Du kommst aus der Türkei...stell dir vor, dass du zum Beispiel in der Türkei schon in die Schule gegangen bist, du hast dich daran gewöhnt, sie haben dieselbe Sprache und Religion, alles ist gleich. Du kommst dann in eine ganz andere Umgebung. Ein anderes Land. Die Wohnung ist anders, alles ist anders. Und zusätzlich kommst du sowieso zu einer Familie. Du hattest bis zu dieser Zeit keine Familie. Das ist sowieso eine Veränderung. Und dann kommst du zusätzlich noch in die Schule. Die Schule ist auch eine

⁶⁶ Interview 3 – Zeile 499 – 514

⁶⁷ Interview 3 – Zeile 534 – 541

Welt für sich. Es ist eine Umgebung, die du gar nicht kennst, die Sprache, die Religion, alles, was dir so einfällt.“⁶⁸

4.12 „Man bleibt unter sich“ – Migrationserfahrung verbindet

„Natürlich wollen sie mit Menschen zusammen sein, die einen selbst, die eigene Sprache und die Kultur verstehen. Aus diesem Grund, aus diesem Grund kommst du mit ihnen zusammen. Das ist auch die Situation der Türken, die hier leben, das ist es, das ist etwas sehr Einfaches, du verstehst nichts und sagst ihnen nach, dass sie Ghettos bilden wollen. Wenn du selbst dorthin reist und im Hotel nachfragst, ob es dort Deutsche gibt, ist das, was du machst, kein Ghetto bilden?“⁶⁹ Mit diesen Worten beschreibt der Schwiegersohn der Familie das Bedürfnis vieler MigrantInnen, mit Menschen zusammen zu sein, welche dieselbe Sprache und Religion sowie dieselben Werte und Erfahrungen teilen; ein einfacher Vorgang, welcher in erster Linie auf Vertrautheit basiert. Zugleich handelt es sich um ein menschliches Bedürfnis, welches von Außenstehenden mitunter dem Begriff ‚Ghetto‘ zugeordnet wird. Vergleichend gibt er das Beispiel der deutschen Touristen an, welche in Hotels nach weiteren deutschen Touristen fragen. Die Tochter der Familie knüpft mit der Vermutung an, dass sie auch unter sich bleiben und sich „zurückziehen“, weil sich ihre Bräuche und Feierlichkeiten ähneln. Sie mutmaßt, dass der Vorgang des Sich-Zurückziehens von beiden Seiten ausgeht, weil Gemeinsamkeiten verbindend und Unterschiede trennend wirken können.

Religiöse Feierlichkeiten könnten demnach ein weiterer Grund sein, warum sie sich dazu verleiten lässt, im bekannten Umfeld zu bleiben. Wie bereits beim Thema der Integration angeschnitten wurde, werden religiöse Unterschiede von der Außenwelt als etwas Trennendes empfunden. Die ältere Enkeltochter berichtet beispielweise, dass sie das Thema Religion bei der Arbeit vermeidet. Um nicht mit „entsetzten“ Fragen konfrontiert zu werden, erzählt sie ihren KollegInnen nicht, dass sie fastet.

Zudem wird an einigen Stellen das Unverständnis thematisiert, das bei religiösen und kulturellen Unterschieden aufkommen kann. Unverständnis ist unter anderem ein Grund, weshalb die Familie „unter sich“ bleibt, denn im bekannten Setting muss nicht viel erklärt werden. Deswe-

⁶⁸ Interview 3 – Zeile 1780 – 1799

⁶⁹ Interview 4 – Zeile 630 – 638

gen besteht auch die Tendenz, überwiegend türkische Bekannte oder Freunde mit (einem anderen) Migrationshintergrund zu haben. Werden die Erzählungen aller InterviewpartnerInnen betrachtet, stellt sich heraus, dass sie außerhalb der Arbeit und der Schule/Universität wenig bis kaum Kontakt zu ÖsterreicherInnen haben, weil ihrer Empfindung nach die Denkweisen nicht zusammenpassen und sie das Gefühl haben, oft mit Unverständnis konfrontiert zu werden.

Die Angehörigen der ersten Generation befanden sich vor allem wegen fehlenden Sprachkenntnissen überwiegend im türkischen Bekanntenkreis und in der türkischen/ausländischen Nachbarschaft (aus Ex-Jugoslawien). Auch die zweite Generation hat außerberuflich wenig Kontakt zu ÖsterreicherInnen, wobei erwähnt wird, dass früher mehr Kontakt zu österreichischen NachbarInnen und ArbeitskollegInnen (LehrerInnen) bestand. Jedoch wird innerhalb der ersten und zweiten Generation betont, dass die außerfamiliären Besuche und Bekanntschaften an Bedeutung verloren haben und oft die Zeit dazu fehlte, diese weiterhin zu pflegen. In der dritten Generation hat die ältere Enkeltochter vereinzelt Freunde mit einem anderen Migrationshintergrund (Beispiel: Bosnien) und hat, außerhalb der Arbeit und der Universität, ein überwiegend türkisch-stämmiges Umfeld. Die jüngere Enkeltochter hat demgegenüber FreundInnen aus verschiedenen Ethnien in der Schule (Beispiel: Rumänien und Pakistan). Außerschulisch, so die Enkelin, sei ihr Freundeskreis überwiegend türkisch.

Es kann so die Vermutung aufgestellt werden, dass die Migrationserfahrung verbindend wirkt, da die Befragten der zweiten Generation sich beispielsweise mehrheitlich mit Personen befreundet haben, die ebenfalls eine solche durchgemacht haben. Sie haben ähnliche Ereignisse erlebt und sind neu „aus einem Dorf in eine neue Welt“ gekommen. „Eine türkische Familie hier mit dem Zimmer und der Küche und eine andere türkische Familie mit Zimmer und Küche hier (zeigt vor) und in einem gab es dieses Mädchen, sie war bisschen älter als ich, aber meistens habe ich mit ihr sehr viel gespielt, weil sie ist auch neu hierhergekommen, mit mir in derselben Zeit. Sie ist ein Monat vor mir von der Türkei hierhergezogen. Sie erlebt auch die gleichen Sachen.“⁷⁰ Die Tochter der Nachbarin war in einem ähnlichen Alter und sie haben viel Zeit zusammen verbracht, weil sie sich in einer ähnlichen Situation befanden.

Die ältere Enkeltochter fügt hinzu: „Ja, ich identifiziere mich irgendwie mehr mit ihnen. Also ich fühle mich ähnlicher oder einfach, irgendwie verbindet mich da mehr. Weil wie gesagt, wenn man aus, zum Beispiel aus einem Balkanland ist, dann hat man eine ähnliche Kultur oder kennt es zumindest. Und es ist dann irgendwie selbsterklärend, dass einiges so und so ist, zum

⁷⁰ Interview 3 – Zeile 396 – 412

Beispiel dass man irgendwie eine Feier nicht mit zehn Leuten macht, wie es hier eigentlich normal ist, sondern wenn du feierst, wenn du sagst, meine, nur meine Familie kommt, hast du schon 100 Leute, weil das ist deine Familie.“⁷¹ Hierbei erzählt sie, dass sie sich eher mit Personen identifiziert, die eine ähnliche Kultur haben oder die eigene zumindest kennen/verstehen, da auf diese Art und Weise vieles selbsterklärend ist. Demnach könnte der Umstand, dass MigrantInnen überwiegend in ihrem bekannten Setting bleiben, als ein natürliches und menschliches Verhaltensmuster verstanden werden, welches auf geteilten Werten, Kulturen und Erfahrungen basiert.

4.13 Erfahrungen und Möglichkeiten

Vor allem die Tochter der Familie thematisiert die Bedeutung der Erfahrungen im Leben. Nach ihr fehle es MigrantInnen beispielsweise im Bildungs- und Gesundheitssystem oft an Erfahrungen und Wissen. Als Beispiel nennt sie, dass ihre Schwester ihr in die Handelsschule gefolgt ist, ohne zu wissen, ob sie das eigentlich wirklich möchte: „Das waren also die Gründe, wieso wir in die Handelsschule gegangen sind. Nicht weil wir uns sehr gut ausgekannt haben, also meine Schwester ist mir zum Beispiel auch automatisch in die Handelsschule gefolgt, weil ich in der Handelsschule war. Nicht weil sie sich sehr gut ausgekannt hat, nicht weil sie es unbedingt wollte, Hauptsache, sie muss irgendetwas machen.“⁷² Zudem erwähnt sie an einer anderen Stelle, dass sie die Handelsschule in erster Linie begonnen hat, um die Pflichtschulzeit (sinnvoll) abzuschließen und im Grunde nur vorhatte, ein Jahr die Handelsschule zu besuchen. Spontan entschieden sich ihre Freundin und sie dafür, auch die letzten zwei Jahre zu absolvieren. Es handelte sich also nicht um vorgeplante und durchdachte Ziele. Sie erwähnt auch, dass sie mit dem Schulantritt ihrer Kinder mehr Erfahrung und Wissen gesammelt hat und dabei auch lernte, wie sie sich in bestimmten Situationen verhalten muss. Dementsprechend war sie bei ihrem zweiten Kind viel erfahrener und konnte sich weiterentwickeln. „Natürlich, sogar da gibt es unter deinen Kindern, bei dem ersten Kind bist du eine vollkommen andere Person, du wirst gelehrt und du lernst, du erlebst Dinge, schlechte Erfahrungen, gute Erfahrungen. Beim zweiten Kind verhältst du dich dann bisschen anders, weil du ja dazu lernst. Bei dem dritten Kind dann

⁷¹ Interview 5 – Zeile 1517 – 1528

⁷² Interview 3 – Zeile 325 – 335

wieder ganz anders und bei den Enkelkindern. [...] Egal, in welchem Alter man auch ist, man sammelt noch immer andauernd Erfahrungen.“⁷³

Sie gibt Beispiele dafür an, wie sie von ihren Erfahrungen geprägt wurde und wie sich die Erfahrungen, welche sie bei ihrer älteren Tochter gemacht hat, auf die Erziehung ihrer jüngeren Tochter auswirkten: „Wenn ich jetzt zum Beispiel Kinder hätte, würde ich es nicht auf diese Art und Weise machen, ich hätte sie noch ein Jahr zu Hause „gehalten“, es ist noch sehr, weil sich das Kind auch sehr schwer tut und du auch.“⁷⁴ Und „E (Ausruf), bei H. damals waren wir unwissend, jetzt hätte ich sowas nicht noch einmal gemacht. [...] Bei G. haben sie gesagt, dass sie in der Volksschule wiederholen soll, okay sie soll wiederholen, sie soll noch bisschen reifer werden.“⁷⁵ Dabei betont sie ausdrücklich, dass der Mensch immer lernt, sich weiterentwickelt und dass diese Entwicklung auch wichtig ist.

Weiters erzählt sie zum Bildungssystem: „Weil bei dem Mädchen habe ich alles schon besser verstanden, auch wenn mein Vater hingehen würde, würden meine Mutter und mein Vater nicht wirklich (was verstehen?). Weil du selbst in dieser Schule warst, weißt du bisschen wie das Ganze funktioniert, du hast es bereits gelernt/verstanden, aber die Eltern („anne baba“ – Mutter und Vater) kennen es nicht. Sie wissen nicht was sich die Lehrer von dir erwarten, was du so lernen musst und zusätzlich kennst du die Leherin ja auch schon. Natürlich ist das mehr Dings. Du hast die Erfahrung, die Erfahrung ist Etwas sehr Wichtiges. In jedem Leben. In welchem Alter du auch bist. Egal, wo du auch bist, sind Erfahrungen wichtig. Welche Schule du auch immer abschließt, du gehst irgendwohin und dann ist es besser („ondan sonra daha iyi“). Deswegen ist es gut, sehr viel zu reisen, sehr viel zu sehen und an sehr verschiedenen Orten zu arbeiten, das bildet dich weiter. Dauernd nur an einem Ort zu arbeiten, ist auch nicht wirklich Dings.“⁷⁶ Dabei erzählt sie, dass, nachdem sie die Handelsschule abgeschlossen hatte, sie die Elternsprechtage ihrer Schwester besuchte. Sie kannte das System und hat es besser verstanden. Sie wusste, was erwartet wurde. Ihre Eltern hingegen würden es nicht verstehen, weil sie das System nicht kannten und ihnen die Erfahrung fehlte. „Eben die Familien haben das zum Beispiel in der Türkei so gesehen/gelernt, also zum Beispiel, dass das Kind in der Früh hingehet und am Nachmittag zurückkommt und danach im Haushalt mithelfen wird, dann musst du für die

⁷³ Interview 3 – Zeile 1201 – 1207

⁷⁴ Interview 3 – Zeile 1115 – 1128 & 1135 – 1138

⁷⁵ Interview 3 – Zeile 1157 – 1161

⁷⁶ Interview 3 – Zeile 573 – 587

Eltern da sein, also sie wissen nicht, welche Probleme du erlebst, also diese Erfahrung haben sie nicht.“⁷⁷

Ihre Entscheidung, die Handelsschule zu besuchen, beschreibt sie folgendermaßen: „Ay (Ausruf), ist die Handelsschule etwas für mich, soll ich in diese Schule gehen, welche Möglichkeiten gibt es noch, wir hatten gar keine Erfahrungen und keine Dings vor uns, keine Vorbilder, die wir verstanden hätten, also, es war niemand da. Und die meisten meiner Freunde haben sich natürlich schwer getan und konnten nicht wirklich weiter in die Schule gehen, also, das weiß ich. Kommt mit 13 Jahren her, was sollst du mit 13 Jahren noch verstehen und wissen/lernen (?) („bilmek“). In zwei Jahren hast du deine Pflichtschulzeit sowieso beendet. Also die Lehrerin/der Lehrer weiß sowieso, dass aus dir nichts wird. Man kommt nicht weiter içinde.“⁷⁸ Erfahrungen waren vor allem in ihrer Generation bedeutend, weil sie in ein anderes System eingestiegen sind, sich neu einordnen mussten und mit Hindernissen konfrontiert waren. Sie hatte laufend die Aufgabe, Erfahrungen zu sammeln, diese zu verarbeiten und an ihre Kinder weiterzugeben. Nach ihren Beobachtungen zogen viele GastarbeiterInnen-Kinder spät nach Österreich und konnten sich nicht mehr richtig einleben und erfolgreich in der Schule werden. Dabei meint sie, dass die LehrerInnen oft auch zu wissen glaubten, dass aus ihnen „nichts wird“. Es mangelte ihnen an Möglichkeiten, Vorbildern, Kenntnissen, Erfahrungen und (Adaptions-)Zeit. Aufgrund von fehlenden Möglichkeiten konnte sie vieles auch nicht „nachholen“: „Das Gymnasium war Dings, ich wusste von mir selbst aus, dass generell diejenigen ins Gymnasium gekommen sind, die die Volksschule bisschen besser abgeschlossen haben, nicht bisschen besser, sondern um einiges, also die guten Schülerinnen wurden dorthin geschickt. Von dem, was ich so erlebt habe, wusste ich, dass soweit es möglich war, die Kinder ins Gymnasium geschickt werden sollten. Früher bei den türkischen Familien. Also die Lehrerin/der Lehrer hat jetzt so Dings gemacht, also Gymnasium – wir haben natürlich auch mit unseren Bekannten darüber gesprochen. Sie/er hat gesagt: Okay, sie soll ins Gymnasium. Sie haben sogar gesagt, wenn du in Mathematik oder so keine gute Note hast, dann müssen wir eine Prüfung machen, aber es war dann keine Prüfung notwendig, so hat H. dann (dort) begonnen.“⁷⁹ Aus ihrem Umfeld wusste sie, dass das Gymnasium eine „bessere Schule“ war, in die die guten SchülerInnen gingen, und so war sie für das eigene Kind auch wünschenswert. Aus den Erzählungen der Tochter und der Enkeltöchter geht jedoch hervor, dass sich das Wissen über das Bildungssystem nur schrittweise verbessert hat.

⁷⁷ Interview 3 – Zeile 941 – 943

⁷⁸ Interview 3 – Zeile 290 – 306

⁷⁹ Interview 3 – Zeile 994 – 1007

Die Tochter der Familie berichtet weiters, dass die Erfahrungen auch im Hinblick auf die eigenen Möglichkeiten von großer Bedeutung sind. So blieben viele Möglichkeiten verwehrt, wenn der Zugang zum System fehle, was sie zum Beispiel in Bezug auf das Bildungs- und/oder Gesundheitssystem auf soziale Ungleichheiten zurückführt. Sie stellt zudem fest, dass türkische MigrantInnen in der Generationenabfolge Erfahrungen sammeln und das System besser kennenlernen. Deswegen stünden, so meint sie, Folgegenerationen grundsätzlich mehr Möglichkeiten zur Verfügung, was wiederum auf die Sprachkenntnisse und die Kenntnisse im Bildungs- und Gesundheitssystem zurückzuführen sei. An einigen Stellen wird jedoch ersichtlich, dass auch innerhalb der zweiten und dritten Generation ein eingeschränkter Informationsfluss besteht, der weiterhin den Zugang erschwert. Dabei spielt vor allem die zweite Generation (im spezifischen Fall die Tochter) eine wichtige Rolle, da sie die Aufgabe hatte, die ersten Schritte in einem unbekanntem System zu machen und diese Veränderungen soweit zu internalisieren, dass sie diese an die nächsten Generationen weitergeben konnte. Das Wissen der nächsten Generationen basiert auf ihrem Wissen und wird in der Folge weiter ausgebaut.

4.14 Zugang zu Bildung

Über die Bildungsgeschichte der Familie erzählt die Tochter, dass ihre Mutter in der Türkei die Schule nicht besucht hat, was in dieser Zeit durchaus üblich war. Ihr Vater sei hingegen fünf Jahre in die Schule gegangen, habe danach abgebrochen, habe aus diesem Grund aber auch nicht viel Erfahrung. Dementsprechend hatten ihre Eltern kaum Kenntnis über das (österreichische) Bildungssystem, was sich auf ihre Schulzeit ausgewirkt habe. Sie musste sich dort selbst zurechtfinden und war auf sich allein gestellt. Sie merkt zudem an, dass es ihr an sprachlicher, zeitlicher und bildungstechnischer Unterstützung gefehlt hat, zu der die Eltern nicht in der Lage waren. Als ihre eigenen Kinder mit dem Kindergarten begannen, habe sie Schritt für Schritt gelernt, welche Herangehensweisen funktionierten. Sie hat beispielsweise beobachtet, dass es Eltern gab, die noch nie an einem Gespräch teilgenommen haben. Sie merkt an, dass die Kinder in die Schule gehen, die Eltern jedoch nicht wissen, was dort passiert, weil sie nichts mitbekommen. Aus diesem Grund sei es für sie wichtig, die deutsche Sprache und alles Gesagte zu verstehen.

Die Tochter der Familie verweist ebenfalls darauf, dass mit Bildung auch ein gewisses Bewusstsein einhergeht. Während ihr Vater zumindest einige Bildungsjahre absolvierte und den Wert der Bildung grundlegend kennt, ist die Mutter Analphabetin und wird eher von ihrem

Umfeld beeinflusst. Die Tochter erzählt über sich, dass sie zwar „nicht sehr lange“ die Schule besuchte, aber die Handelsschule abgeschlossen hat. Nicht viele seien damals in die Handelsschule gegangen, zumal sie schwerer gewesen sei. Dabei betont sie auch, dass mangelndes Sprachvermögen es ihr erschwert habe.

Sie versteht die Situation der Kinder ihrer Generation, sie hatten es nicht leicht, und auch ihr eigener Bildungsweg war gekennzeichnet von schwierigen Rahmenbedingungen. So war viel Eigenleistung nötig, um im Bildungssystem voranzukommen. Sie mussten neben der Schule im Haushalt mithelfen und hatten kaum Ressourcen zur Verfügung. Sie mussten selbst ambitioniert sein; nur so war ein Vorankommen möglich. Zudem fehlte es, wie bereits erwähnt, an Vorbildern und Wissen über das Bildungssystem.

Die dritte Generation hat hingegen mehr (Wahl-)Möglichkeiten. Zwar wird ihnen von ihren Eltern nicht vorgeschrieben, welchen Weg sie gehen sollen, aber wünschenswert erscheint dennoch, dass sie eine gute Bildung genießen, eine gute Position erreichen und erfolgreich werden. Dabei wird ersichtlich, dass sich die Rahmenbedingungen verbessert haben und die dritte Generation über mehr Möglichkeiten, Informationen, Wissen und Bewusstsein verfügt. Dennoch ist ein eingeschränkter Zugang zu erkennen, da sich die zweite und auch die dritte Generation nicht einwandfrei im Bildungssystem auskennen. Im Übergang zwischen der zweiten und dritten Generation gab es zwar Veränderungen und Fortschritte, jedoch verfügen sie nicht über detailliertere Informationen.

Aus den Interviews wird fortlaufend ersichtlich, dass Bildung eine besonders wichtige Rolle spielt und stets angestrebt wird. Sowohl die Personen der ersten als auch die der zweiten Generation definieren Bildung als notwendig und erstrebenswert. Dabei wünschen sie sich, dass sich die nächsten Generationen weiterbilden und versuchen sie zu motivieren. Die Großeltern nennen das folgende Beispiel: „IP: (2) Wir haben eine Bekannte hier teyzem. Die sind älter als du. Sie hat einen Sohn und eine Tochter. Wir haben hier gemeinsam gewohnt. Dann hat sie zu ihnen gesagt, es ist euch überlassen, ob ihr in die Schule geht oder nicht, dann putzt ihr Toiletten so wie ich. Dann wurde die Tochter masallah - IP: Lebensmitteltechnikerin sagen sie (nennen sie es), aber der Sohn wurde Informatiker.“⁸⁰ Die Bekannte der Familie motiviert ihre Kinder, indem sie ihre Lage als Negativbeispiel darstellt und auf die Bedeutung der Bildung hinweist.

⁸⁰ Interview 2 – Zeile 1321 – 1334

Dementsprechend ist Bildung essentiell und stellt die Grundlage für den weiteren Lebensweg dar. Das Bildungsniveau sowie die Kultur, die eine Person genießt, formen das zukünftige Leben, denn je besser diese Ressourcen eingesetzt werden können, desto mehr Geld kann generiert werden. Das erhöht wiederum die Chance zur persönlichen Weiterentwicklung und Weitergabe der Bildung an Folgegenerationen. Durch Bildung können Ideen zum Ausdruck gebracht werden und diese Ideen werden akzeptiert.

Wo keine Bildung genossen wird, ist all dies nicht möglich. So wird weder der Mensch selbst glücklich, noch macht er die Menschen in seinem Umfeld glücklich. Denn die „Aufgabe“ der Menschen ist es, laut Schwiegersohn, glücklich zu werden und einen Nutzen für die Gesellschaft zu haben, weil der Mensch dieser Welt etwas zurückgeben sollte. Gott habe dem Menschen diese Aufgabe zugeteilt. Er sagt, dass die Menschen seine Botschafter auf der Erde sind und es ihre Funktion ist, die Welt zu schützen, zu verschönern und zu entwickeln. Das könne nur durch Kultur und Wissen geschehen. Ohne diese Dinge könne es keine Entwicklung geben, deshalb müssen die Menschen an ihrer Kultur und ihrem Wissen arbeiten. Dementsprechend sind also Bildung und Kultur für Familie A. von hoher Relevanz. Jedoch sollte darunter nicht nur Bücherwissen verstanden werden: „Und wenn von Kultur die Rede ist, ist die Kultur von A bis Z alles in deinem Leben. Welche Schuhe du trägst, wie du isst, was dein Kleidungsstil ist, wie deine Denkweise ist, also es gibt nichts, was die Kultur nicht inkludiert (nichts, was außerhalb der Kultur ist). Sogar wie du eine Gabel hältst oder wie du die Dinge wahrnimmst/bewertest, ist Kultur, also du bewertest es im Rahmen der Kultur. Während einer Person das Bild A gefällt, gefällt dir das Bild B, wenn ihnen genauso das Bild B gefällt, ist das Kultur. Das ist also das Ding der Kultur, das ist, was ich unter Bildung und Kultur verstehe.“⁸¹ Demnach wirken sich die Bildung und Kultur tiefgehend auf die Lebensweise und -verhältnisse der Menschen aus.

Bildung bedeutet für die ältere Enkeltochter auch mehr, weil sie neben Bewusstsein auch Selbstbewusstsein schafft und die Unabhängigkeit fördert: „Ja, das ist dann eigentlich nicht typisch Türkisch, würde ich jetzt sagen. Oder? Es gibt sicher viele, aber ich glaube nicht, dass es dieses ganz Typische ist. Es kommt natürlich auch auf den Bereich an. Aber ich glaube einfach, dieses-Sich-nicht-alles-gefallen-Lassen, vielleicht wenn man da schon länger sich kennt. Ich weiß nicht, ob sie davor auch immer so war oder vielleicht war es eh immer so und weil sie

⁸¹ Interview 4 – Zeile 1259 – 1283

auf ihren eigenen Beinen, also, sie arbeitet, hat immer gearbeitet und war eigentlich nie abhängig von meinem Papa. Ich weiß nicht, ob es das ist.“⁸² Hierbei erzählt die ältere Enkeltochter, dass ihre Mutter nicht abhängig, stattdessen sogar teilweise dominanter als ihr Vater ist. Sie meint zudem, dass diese Konstellation eigentlich unüblich ist. Die Mutter steht auf ihren eigenen Beinen und ist unabhängig. Demnach hat sich diese Denkweise in der Generationenfolge verändert.

„Ja, auf jeden Fall. Also ich sehe das nicht so wie meine Oma, weil ich finde, wenn ich verheiratet bin, dann haben wir beide das Recht zu entscheiden oder ich bin nicht angewiesen auf ihn, weil ich, wie gesagt, dann auch selber arbeite und auch meine Entscheidungen selber treffen kann und er nicht alles für mich machen sollte oder entscheiden sollte, weil wir doch zwei Individuen sind. Wir sind nicht Herr übereinander, sondern wir leben einfach gemeinsam, wir teilen das Leben, aber niemand ist der Besitzer von dem Gegenüber. Ja, aber ich sage, will jetzt nicht sagen, dass es in der ersten Generation so ist, aber überspitzt halt. Und deswegen würde ich jetzt mal behaupten, würde ich nicht zulassen, dass das eben passiert oder dass ich irgendwie nur zuhause bleiben soll oder so, weil wenn es meine Entscheidung ist, okay. Aber ich habe nicht umsonst studiert. Ich würde gerne das ausarbeiten, degil de, also, das machen [...] ausleben, was, wofür ich jahrelang gekämpft, gelernt habe. Und deswegen ist einfach, aber wenn ich, wie gesagt, wenn ich zum Beispiel nicht die Möglichkeit hätte oder nichts gemacht hätte im Leben, dann wäre es vielleicht okay, dass ich dann zuhause bleibe. Also, es ist eigentlich eher, wie man selbst steht zu dem, was man gemacht hat.“⁸³ Diese Interviewstelle deutet auf Veränderungen zwischen der ersten und dritten Generation in Themen wie Bildung, Ehe und Unabhängigkeit hin. Der älteren Enkeltochter sind ihre Eigenständigkeit, ihr Studium und ihre Arbeit wichtig, da sie für diese lange gearbeitet hat.

Auch die jüngere Enkeltochter empfindet die Unabhängigkeit und Eigenständigkeit als besonders wichtig. „Also, dass sie verantwortungsvoll sind und halt, also selbstständig, dass sie nicht von jemanden abhängig sind.“⁸⁴ Das entspricht auch den Erwartungen ihrer Eltern an sie und sie möchte das selbst an ihre Kinder weitergeben. Dabei spricht die ältere Enkeltochter auch darüber, dass sie diese Tendenzen nicht verallgemeinern kann. „Könnte jetzt nicht sagen, für jede dritte Generation ist das normal. Vielleicht sind manche auch so glücklich, wenn sie nur

⁸² Interview 5 – Zeile 1251 – 1256

⁸³ Interview 5 – Zeile 1271 – 1287

⁸⁴ Interview 6 – Zeile 953 – 954

zu Hause sind und nichts machen müssen und nur Ehefrau und Mutter sein können.“⁸⁵ Ihr Wunsch ist es jedenfalls, auf ihren eigenen Beinen zu stehen und unabhängig zu sein.

4.15 Fleiß

Die Tochter der Gastarbeitergeneration erzählt über ihre Erfahrungen in der Schule das Folgende: „In der letzten Klasse. In der dritten Klasse („Dritte-Klassede“). Im Steno haben sich eher die ausländischen Kinder schwergetan, also es war ja klar, dass wir Deutsch nicht so gut konnten wie die Österreicher. Das ist nicht möglich, weil man hier nach sechs Jahren in die Handelsschule kommt. Du bist nicht in den Kindergarten gegangen, deine Eltern sind unwissend und verstehen nicht, was passiert, also nur mit Mühe/Fleiß/Anstrengung und dann noch zusätzlich Steno.“⁸⁶ Hierbei unterstreicht sie, dass die Kinder der GastarbeiterInnen oft quer in das österreichische Bildungssystem eingestiegen sind und kaum Unterstützung von ihren Eltern erhalten haben. Über die Unterstützung ihrer Kinder erzählte die Großmutter selbst: „Er ist ja nicht hier zur Schule gegangen. Also ich hab den Kindern nichts... sie haben sich von sich selbst entwickelt, alle drei irgendetwas (-). Wir, ich irgendetwas.“⁸⁷

Ihr Ehemann und sie konnten demzufolge nicht wirklich als UnterstützerInnen fungieren, stattdessen haben sich die Kinder „von sich selbst entwickelt“. Die fehlende Unterstützung erwähnt die Tochter der Familie auch, indem sie erzählt, dass sie sich „nur“ durch Fleiß und Anstrengung im Bildungssystem etablieren konnte, doch in Fächern wie Stenografie, welche mit den ungenügenden Sprachkenntnissen in Zusammenhang standen, geriet sie oft an ihre Grenzen. Hierbei erläutert sie auch, dass sie in der dritten Klasse quer eingestiegen ist, aber eigenständig viel gelernt hat: „Okay, ich bin hier (zwar) in der dritten Klasse eingestiegen, aber ich habe selbst sehr viel gelernt. Ich habe auch sehr viel gelernt, nachdem ich nach Hause gekommen bin und die Lehrerin/der Lehrer hat bisschen verstanden, dass ich eine erfolgreiche Schülerin bin und sie/er hat mir (deswegen) dauernd Abschreibübungen gegeben.“⁸⁸ Hier wird sichtbar, dass ihr Wille von der Lehrerin/dem Lehrer anerkannt und mit zusätzlichen Abschreibübungen gefördert wurde. „Okay, die Schülerin ist sehr gut, aber ihr Deutsch ist schwach, sie versteht alles nicht so gut, aber sie ist sehr fleißig. Also weil meine Mathematik so gut war,

⁸⁵ Interview 5 – Zeile 1295 – 1297

⁸⁶ Interview 3 – Zeile 79 – 83

⁸⁷ Interview 1 – Zeile 985 – 999

⁸⁸ Interview 3 – Zeile 309 – 311

haben sie gesagt, dass ich eine gute Schülerin bin. Sie wollten mich gar nicht in den 2. Klassenzug schicken, sie wollten, dass ich in dem ersten Klassenzug bleibe.“⁸⁹

Die LehrerInnen haben sich dafür eingesetzt, dass sie trotz fehlender Sprachkenntnisse im ersten Klassenzug bleiben konnte. Der Fleiß prägte das Schulleben der Tochter so sehr, dass sie sich auch oft nach der Schule mit Übungen beschäftigte. „Weil ich fleißig war. Ich bin nach Hause gegangen und habe weiter darüber nachgedacht. Ich muss es lösen. Wieso ist es so geworden. Wieso habe ich das in der Schule nicht verstanden, also, wieso ist das so? Das entwickelt/fördert eben den Menschen. Also, du findest selbst die Lösung und genau das fördert einen.“⁹⁰ „Zum Beispiel schaust du dir die Übungen an, die in der Schule gemacht wurden, wenn du es verstanden hast, verstehst du es. Wenn ich etwas nicht verstanden habe, dann habe ich mich auch damit beschäftigt. Nicht, weil ich intelligent bin.“⁹¹ Zum Schluss erwähnt sie, dass ihre Leistungen und ihr Erfolg nicht auf ihre Intelligenz, sondern auf ihren Fleiß und Ehrgeiz zurückzuführen waren.

Die Umstände und Rahmenbedingungen waren jedoch nicht leicht: „Also er/sie weiß es nicht, kennt es eben nicht, auch wenn du ihr/ihm etwas erzählen würdest, verstehen sie es nicht und deswegen habe ich ihnen auch nichts erzählt, weil es war eben unnötig, also, wir haben nur der Familie im Haushalt geholfen, was eben nötig war, Geschirr waschen und die Wohnungen damals waren nicht so komfortabel wie die jetzigen, es gab kein Wasser, es gab kein Bad, keine Waschmaschine, du musst mithelfen, also, damit du auch weißt (??), also, du hast kein eigenes Zimmer, du hast keinen zusätzlichen Tisch, unter diesen Rahmenbedingungen hast du soviel gemacht, wie es nur möglich war. Okay, wenn du sehr Dings warst, fleißig. Wenn du dich hingesezt und gelernt hast, wenn du gekämpft hast, diejenigen sind bisschen weitergekommen.“⁹² Sie erwähnt hierbei, dass sie nicht viel Unterstützung und Verständnis von ihren Eltern erlebt hat, auf sich allein gestellt war und auch im Haushalt mithelfen musste. Zudem waren auch die räumlichen Möglichkeiten eingeschränkt und sie hat trotz der hinderlichen Rahmenbedingungen das gemacht, was möglich war. Dementsprechend konnten nur diejenigen, die fleißig waren und gekämpft haben, auch „bisschen“ weiterkommen.

In der Anschauung der Großmutter hatte auch ihr Ehemann hohe Ambitionen: „Er ist hierhergekommen, wir gingen zu Besuch und Besuch kam zu uns, egal, ob in ihrer Wohnung oder in unserer, er hat das Buch nie weggelegt. Egal, was er gemacht hat, hat er das Buch nie weggelegt.

⁸⁹ Interview 3 – Zeile 20 – 95

⁹⁰ Interview 3 – Zeile 278 – 286

⁹¹ Interview 3 – Zeile 253 – 274

⁹² Interview 3 – Zeile 949 – 954

Filiz teyzen hat gesagt, dass es reicht, es reicht, hat sie mit ihm geschimpft. Egal, ob Tag oder Nacht, er hat das Buch nie weggelegt. Masallah. Es kommt von innen. Başkaları nerdee („andere würden das nie“), mein Cem würde nie so viel.“⁹³ Seine Schwiegermutter (die Großmutter der Familie) erzählt, dass er nach seiner Migration stets fleißig (weiter-)lernte.

Er selbst berichtet sodann, dass er neben den Sprachkursen auch selbstständig mit Grammatik- und Wörterbüchern weitergelernt hat. „Den Rest habe ich aber selbst gelernt, immer wenn ich nach Hause gekommen bin, habe ich das Deutsch-Grammatikbuch gelesen, das sich mein jüngster Bruder gekauft hat, als er Englisch studiert hat. Ich habe Wörterbücher gekauft, ich hab einen Wörterbuch gekauft, ich hab Dings gemacht (wortwörtlich), ich hab diese drei Kurse besucht, also als Sprachkurse habe ich die besucht und habe mich mit den Büchern und Wörterbüchern zu Hause weiter verbessert/entwickelt, das war alles, die Kurse die ich besucht habe, haben anscheinend zusammen insgesamt ein Jahr oder so, nein nicht ein Jahr, 3, 4, 5 Monate gedauert.“⁹⁴ Dementsprechend zeichnet sich die zweite Generation besonders durch Fleiß, Zielstrebigkeit und Eigenleistung aus.

4.16 Repräsentation

Vor allem innerhalb der GastarbeiterInnengeneration wird Repräsentation in unterschiedlichen Teilbereichen des Alltags thematisiert. „Also, es gibt schon einige die – also das ist etwas, was mich stolz macht. Sie sollen überall sein, im Krankenhaus, also überall sollen sie (repräsentiert) sein.“⁹⁵ „Die Anzahl von unseren Türken (“türklerimiz”) ist in allen Bereichen gestiegen.“⁹⁶

An anderer Stelle erwähnt der Großvater Folgendes: „Bei mir ist das so, egal ob Junge oder Mädchen, sie sollen in die Schule gehen („sich bilden“), also auch wenn es mein Feind ist, soll er sich bilden und ich helfe dieser Person (soweit es geht). Wenn ein Türke zum Beispiel in der Bank arbeitet, für mich ist es egal, wer es ist, von mir aus kann er das Kind von meinem Feind sein – ich würde zum Beispiel mit ihm stolz sein, weil er dort arbeitet. Egal wer es ist. Manchmal begegne ich ihnen und wir reden bisschen, manchmal begegne ich ihnen in der Bank und

⁹³ Interview 2 – Zeile 1483 – 1496

⁹⁴ Interview 4 – Zeile 1110 – 1123

⁹⁵ Interview 2 – Zeile 475 - 494

⁹⁶ Interview 2 IP (2) – Zeile 475 - 494

so weiter. Manche sind bisschen hochnäsig, aber natürlich ist mir das egal.“⁹⁷ Dass sich Personen mit türkischem Migrationshintergrund weiterbilden und hohe Positionen erreichen – in der Gesellschaft also präsent sind – macht den Großvater stolz.

Auch die Großmutter erzählt von einer Situation im Krankenhaus, bei der sie eine junge türkische Ärztin vorfindet: „Es gibt auch gute, also H. (ältere Enkeltochter) ist als Dolmetscherin mit mir ins Krankenhaus gekommen. Ich bin so reingegangen. Und sie war Türkin, aus Burdur, eine sehr nette Frau, aa (Ausruf), ich habe mich sehr gefreut, als sie begonnen hat Türkisch zu reden. Ay (Ausruf), ich habe mich sehr gefreut, ay (Ausruf), wie schön, dass sie hier arbeitet, habe ich mir gedacht. Ay (Ausruf), aus welcher Stadt bist du, dass frage ich nämlich immer sofort. Sie war aus Burdur. Wir haben dann schön unsere Sachen erledigt und unser Dings hätte eine Unterschrift gebraucht und dieses Mädchen hat sich darum gekümmert, wir haben uns darüber gefreut. Im Krankenhaus im neunten Bezirk, es gibt doch einige, die gute Positionen erreichen.“⁹⁸ Die Großmutter der Familie freute sich darüber, im Krankenhaus eine türkische Ärztin getroffen zu haben. Dementsprechend zeigt sich vor allem in der Gastarbeitergeneration der Wunsch, dass sich die folgenden Generationen weiterbilden und gute Positionen erreichen. In den Beispielen wird zudem sichtbar, dass sich die Teilhabe der jüngeren Generation wiederum positiv auf den Umgang mit den GastarbeiterInnen in unterschiedlichen Alltagssituationen auswirkt.

4.17 Erwartungen

Eine wichtige Erwartung sowohl von Personen der ersten als auch der zweiten Generation ist, dass die Sprache, Religion, Kultur sowie damit in Zusammenhang stehende Wertvorstellungen beibehalten werden. Zwar wird versucht, diese Dinge an die jeweils nächste Generation weiterzugeben, aber Garantien bestehen diesbezüglich freilich nicht.

Außerdem wünschen sich die Eltern, dass ihre Kinder eine höhere Bildung genießen und entsprechende Positionen beziehen. Gesondert ist hier etwa auf die Erwartung an die ältere Enkeltochter zu verweisen, neue Medikamente zu erfinden. Dabei spricht die Mutter darüber, dass ihre Erwartungen keine Grenzen kennen und sie sich stets das beste für ihre Kinder wünscht. Beide Elternteile wollen den Kindern aber auch keine bestimmte Richtung vorgeben, um sie

⁹⁷ Interview 2 – Zeile 475 - 494

⁹⁸ Interview 2 – Zeile 499 – 515

frei entscheiden zu lassen. Der Schwiegersohn sieht es überdies als die Aufgabe von Eltern an, Kinder zu unterstützen und ihnen informierend zur Seite zu stehen. „Das kann auch im künstlerischen Bereich oder im Sportbereich sein, es kann auch in anderen Bereichen sein, egal, was ihr wollt. Deswegen haben wir sie frei entscheiden lassen, meine ältere Tochter hat gesagt, dass sie Pharmazeutin werden möchte und hat diesen Weg eingeschlagen. Sie ist sehr erfolgreich und macht es auch wirklich mit Liebe, weil es war nicht unsere Entscheidung, es war ihre Entscheidung. Weil es ihre eigene Entscheidung ist, macht sie es voller Liebe und sie kann zu uns nicht sagen, dass wir sie gezwungen haben das und jenes zu machen. Deswegen sind wir zufrieden. Von beiden, unsere jüngere Tochter hat gesagt „Babacim („mein Vater“) ich möchte in diese Schule gehen“, wir haben sie an einer Schule mit einem Fokus in Chemie angemeldet. Unsere Kinder treffen ihre Entscheidungen selbst, wir unterstützen sie nur in den Entscheidungen, die sie getroffen haben. Aber natürlich reden wir mit ihnen, bevor sie ihre Entscheidungen treffen. Wie machen wir es am besten, weil sie sowohl Informationen als auch eine Orientierung und Unterstützung brauchen.“⁹⁹ Für ihn steht im Vordergrund, dass sie mit ihren eigenen Entscheidungen zufrieden sind, sich entfalten können und vor allem im Leben glücklich werden.

Hierbei erwähnt die jüngere Enkeltochter in ihrem Interview, dass ihre Eltern von ihr erwarten, dass sie glücklich und zufrieden mit ihrem Leben wird: „So, dass ich glücklich bin, zufrieden bin, mein eigenes Geld verdiene halt.“¹⁰⁰ Dementsprechend kann zwischen der zweiten und dritten Generation von einer Übertragung der Erwartungen ausgegangen werden.

In der zweiten Generation ist der Wunsch, dass die Kinder auf ihrem Weg beiden Ländern, also Österreich und der Türkei, gerecht werden und von Nutzen sind, besonders ausgeprägt. „Wohin ihr auch gehen möchtet und was ihr auch machen möchtet, wir stehen hinter euch. Ihr könnt alles machen, was ihr möchtet. Hauptsache ihr entscheidet euch für einen Weg, auf dem ihr der Gesellschaft, in der ihr lebt, dem Volk und der Religion, der ihr jeweils angehört, dienen und zur Verbesserung beitragen könnt. Ihr könnt das werden, was ihr wollt.“¹⁰¹

Dabei ist laut dem Schwiegersohn der Familie besonders essentiell, dass die Kinder in die Richtung gefördert werden, in die sie gehen möchten und von ihrem Umfeld unterstützt werden. Dann wird es auch wahrscheinlicher, dass sie auf diesem Weg erfolgreich werden. Wenn ein Kind zum Beispiel SängerIn werden möchte, wenn seine/ihre Stimme wirklich schön ist und es

⁹⁹ Interview 4 – Zeile 478 – 499

¹⁰⁰ Interview 6 – Zeile 282

¹⁰¹ Interview 4 – Zeile 478 – 499

Talent besitzt, muss es von der Familie unterstützt werden. Wenn Eltern die Entscheidungen ihrer Kinder so akzeptieren, dann würden sie die Beziehung festigen.

Zufriedenheit spielt in der Anschauung des Schwiegersohns eine tragende Rolle. Wenn er die Kinder glücklich sieht, würde er selbst glücklicher und unterstütze sie noch mehr. Zudem sei es auch wichtig, dass sie Spaß am Leben hätten. Je glücklicher und friedlicher der Mensch werde, desto mehr wird er die Menschen in seinem Umfeld glücklicher machen und Frieden ausstrahlen. Das ist für ihn die Wahrheit/die Essenz des Lebens. Wenn er die glücklichen Familien in seinem Umfeld betrachtet, dann merke er, dass nicht Reichtum der Weg zum Glück ist, sondern andere Faktoren wie Zufriedenheit, Unabhängigkeit, Bildung und eine gute Arbeit. Glücklich zu sein ist hierbei sein Ziel im Leben und sein Wunsch für die nächsten Generationen.

4.18 Veränderungen der Familie

Wird die Familie A. im Verlauf der Generationen betrachtet, gibt es grundlegende Veränderungen in der Denkweise. Hierbei erzählt die Tochter der Familie, dass die türkischen Familien früher kaum über Wissen bezüglich des Lebens in Österreich verfügt hätten, sondern mit Arbeit und eigenen Problemen (auch sprachlicher Natur) beschäftigt gewesen wären. Sie hätten weniger Zeit und Interesse gehabt, um gegenüber ihren Kindern Verständnis zu zeigen. Aus diesem Grund waren die Kinder auf sich selbst gestellt und haben nicht viel mit ihren Eltern kommuniziert.

„Weil ich gefühlt habe, dass sie mich nicht verstanden haben. Wenn ich von der Schule oder so erzählt habe, hat es sowieso niemand verstanden, deswegen habe ich es nicht für notwendig empfunden, darüber zu sprechen. [...] Bisschen uninteressiert. Sie hatten immer andere Dinge im Kopf.“¹⁰² Sie beschreibt die Entwicklung damit, dass die Familien jetzt über mehr Wissen verfügen und ihre Kinder besser unterstützen. Allgemein kann durch das Internet schneller Wissen generiert werden. Zudem haben früher die Kinder ihre Familie unterstützt, jetzt ist es umgekehrt. Die Elterngeneration achte nun ebenfalls darauf, für Kinder als Vorbild zu fungieren.

„Die Menschen heutzutage richten sich nach ihren Kindern, früher also – „mein Kind hat am nächsten Tag eine Schularbeit, heute kann ich keinen Besuch aufnehmen/akzeptieren“, sagen zum Beispiel („böyleleri de var yani“ – solche gibt es auch). Früher haben die Kinder sich nach der Familie gerichtet, mit mir inkludiert. Die Familie hat zum Beispiel etwas nicht verstanden

¹⁰² Interview 3 – Zeile 973 – 987

oder etwas musste erledigt werden, dann sind wir zum Beispiel nicht in die Schule gegangen, sondern mit ihnen als Dolmetscher zum Arbeitsamt oder Arzt.“¹⁰³ Dabei haben sich die Kinder früher an den Lebensverhältnissen der Familie ausgerichtet. Im Gegensatz dazu stehen heute das Wohl und die Entwicklung des Kindes im Vordergrund. Außerdem gebe es auch tiefgehende Veränderung in der Erziehung: Die Eltern seien gelassener und stellten den Kindern mehr Möglichkeiten zur Verfügung. Ein sozialer Aufstieg soll also erzielt werden. Auch der Tochter der Familie ist, da sie selbst eingeschränkt wurde, das Wohlbefinden ihrer Töchter besonders wichtig.

Zudem habe sich, so die Tochter weiter, die Form und der Kontakt der Familie zur Außenwelt verändert. Weil die Familien größer wurden, haben die außerfamiliären Kontakte abgenommen. Während früher Nachbarschaftsbeziehungen – als Familienersatz – eine bedeutende Rolle spielten, sind Menschen heute eher mit der eigenen Familie beschäftigt und haben kaum Zeit für Treffen mit anderen Personen.

Veränderung betreffen also vorwiegend die Einstellung der Familie, die Lebensweise und die sozialen Kontakte. Vor allem der letzte Punkt wird von dem Schwiegersohn der Familie als eine Anpassung der türkischen MigrantInnen an die europäische Lebensweise verstanden: „Einer der größten Unterschiede ist, dass sich die Menschen an das Mechanisch-Werden in Europa oder an die Zeit angepasst haben. Wochentags wird zum Beispiel nicht rausgegangen (besucht man sich nicht) oder? Die Menschen binden sich einander noch mehr und aufrichtiger (die menschlichen Beziehungen verstärken sich). Es gibt auch keine Beziehungen, die auf wirtschaftliche/ökonomische Nutzen basieren. In der Türkei gibt es in manchen Dings entweder wirtschaftliche/ökonomische Nutzen oder es gibt eine andere Art und Weise von Beziehungen zwischen den Menschen. Und weil die Gesellschaft sehr verbunden miteinander ist, gibt es auch wochentags Besuche, also andere Dinge. Aber die Menschen hier, also die türkische Gesellschaftsgruppe in Österreich, ist in sich hineingekehrt.“¹⁰⁴ Folglich kann die Hypothese aufgestellt werden, dass sich der Migrationsprozess bzw. die damit verbundenen Veränderungen auf die Einstellungen und Lebensverhältnisse der Familie ausgewirkt hat.

¹⁰³ Interview 3 – Zeile 464 – 484

¹⁰⁴ Interview 4 – Zeile 91 – 109

4.19 Rassismus – Medien – Politik

Das Thema *Rassismus* kam in unterschiedlichen Aspekten in nahezu allen Interviews auf. Dabei wird innerhalb der ersten Generation, sowohl von der Großmutter als auch vom Großvater, auf rassistische Herangehensweisen im Gesundheitssystem verwiesen. Es besteht hierbei die Vermutung, dass sie aufgrund ihres Fremd-Seins benachteiligt werden. Die Großmutter vermutet beispielsweise andere Intentionen, als ihr im Krankenhaus die Infusion falsch verabreicht wurde: „Ee (Ausruf), nicht dass damit eine Fremde/Ausländerin weniger wird („noch weg ist“), manche mögen eben keine.“¹⁰⁵ Mit dieser Aussage verdeutlicht sie, dass ihrer Empfindung nach „Ausländer“ unerwünscht seien. Der Großvater vermutet in einem ähnlichen Kontext, dass eine neue Operationstechnik an ihm ausprobiert worden ist, weil er ein ‚Ausländer‘ ist. „Sie probieren das neue Gerät bei dir aus, weil du ein Ausländer bist. Deswegen habe ich dem nicht zugestimmt.“¹⁰⁶

Die Großmutter fügt hinzu, dass sie aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse teilweise nicht verstanden hat, ob und was über sie gesprochen wurde. Die Situation bei ihrer Arbeit beschreibt sie wie folgt: „Also, ich habe meistens gearbeitet, ohne die Sprache zu können. Wer weiß, was sie gesagt haben? Wenn sie was geredet haben, habe ich mir gewünscht zu reden und zu verstehen, was sie gesagt haben („ben gonusup anlasam ne diyodu.“). Danach habe ich (endlich) verstanden, es war offensichtlich, dann haben sie gelacht und so, es war offensichtlich, dass sie über mich geredet haben – ich wusste es früher nicht, ich wusste es nicht. Und dann viele, viele andere Sachen.“¹⁰⁷

Die Tochter Familie spricht im Rahmen des Rassismusthemas über die Bedenken ihrer Tochter, aufgrund des Kopftuchs bei der Arbeit nachteilig behandelt zu werden. Ebenfalls habe sie Angst vor entsprechenden Vorfällen. Deswegen trage sie dort kein Kopftuch, vor allem, weil sie auch an einem öffentlich zugänglichen Ort allein arbeitet. Sie vermutet, dass sie aus diesem Grund bei der Arbeit verschont wird trägt. Dementsprechend ist das Kopftuch bei ihr eher negativ konnotiert.

Zudem vermutet sie auch, dass wenn sie mehr unterwegs wäre, ihr auch mehr rassistische Vorfälle passieren würden. Dabei erzählt sie von einer Situation in einer Arztpraxis, bei der sie bemerkt hat, dass eine Frau ihren Stuhl ein Stück weit zur Seite rückte, um mehr Abstand zu

¹⁰⁵ Interview 1 – Zeile 819 – 856

¹⁰⁶ Interview 2 – Zeile 555 – 569

¹⁰⁷ Interview 1 – Zeile 861 – 864

gewinnen. Sie vermutet, dass dies wegen ihrem Kopftuch geschehen ist. Manche Menschen dächten wohl, dass Personen mit Kopftuch kein Deutsch können. Sie habe sich aber nicht davon einschüchtern lassen und ihren Sessel wieder in die andere Richtung geschoben.

Für die Zukunft befürchtet sie, dass sich die Lebensbedingungen für Fremde und vor allem für Muslime in Österreich erschweren können. Sie bemerke einen Anstieg von rassistischen Vorfällen, insbesondere gegenüber MuslimInnen mit Kopftuch. Sollte so ein Leben ohne Angst unmöglich werden, würde sie in Betracht ziehen, wieder in die Türkei zurückzukehren. Sie betont explizit, dass dies (ob ihrer Zufriedenheit in Österreich) zwar nicht ihr Wunsch sei, sie aber keinesfalls mit Angst leben wolle.

Hierbei nennt sie die Sprache als einen Schutzfaktor, denn wenn diese beherrscht wird, können Betroffene besser kommunizieren und für die eigenen Rechte eintreten. Mehrfach wird im Gespräch ersichtlich, dass die Tochter der Familie schlagfertig ist und auf die Menschen zugeht, welche sie einengen und „kleinkriegen“ wollen. „Also wenn du kein Deutsch kannst, dann wollen dir manche auf die Füße steigen.“¹⁰⁸

Der Schwiegersohn hat hingegen keine negativen Vorfälle erlebt. Er vermutet, dass das Aussehen einen großen Einfluss darauf haben kann. Weil er rein äußerlich nicht dem ‚türkischen Typ‘ entspricht, erkennen Menschen seine Migrationserfahrung nicht auf den ersten Blick. Bei seiner ersten Ankunft in Österreich hatte er aufgrund von fehlenden Sprachkenntnissen kaum Kontakte zur Außenwelt, außer zu einigen NachbarInnen. Nachdem er die Sprache besser gelernt hatte, mehrten sich die Kontakte zwar, jedoch hat er keine negativen Erfahrungen gemacht. Aufgrund seines Aussehens, seiner Sprachkenntnisse und der Einbindung in die Gesellschaft sei er von rassistischen Vorfällen verschont geblieben. Hätte er solche erlebt, so fügt er hinzu, wäre er jedoch zuerst zur Polizei und danach zu einer Dokumentationsstelle gegangen. Hierbei ist er der Meinung, dass diese Institutionen sowohl für die Politik als auch sozial gesehen wichtig sind und dass Vorfälle unbedingt gemeldet werden sollten. Denn auch, wenn nicht direkt eingegriffen werden kann, wird durch die Meldung der Diskurs eröffnet. Überdies würde die Meldung zu realistischeren Statistiken beitragen, denn nur durch die Registrierung kann ein Vorfall dort Eingang finden.

Die ältere Enkeltochter der Familie thematisiert zudem ihre Angst, dass in der Zukunft ihre Kinder mit rassistischem Gedankengut konfrontiert werden und aufgrund ihres Migrationshin-

¹⁰⁸ Interview 3 – Zeile 1382 – 1390

tergrundes diskriminiert werden könnten. „Ja, weil es einfach in letzter Zeit zunimmt oder vielleicht war es schon immer so oder wir bemerken das erst jetzt oder es wird jetzt erst registriert und, ja thematisiert. Und deswegen denke ich mir schon, vor allem jetzt auch einfach generell in der Welt, zum Beispiel in den USA, das mit den Black Lives Matter, dass das ist jetzt, glaube ich, einfach ein Trend, sage ich mal, dass irgendjemand dann immer, also irgendeine Gruppe diskriminiert wird und dann Auseinandersetzungen und solche Sachen, das was man, dass wir in letzter Zeit einfach immer mehr damit konfrontiert werden und auch bei der Flüchtlingsfrage, sie sind einfach anders, die wollen wir nicht haben.“¹⁰⁹ Hier führt sie vor Augen, dass in der Gesellschaft eine negative Haltung gegenüber bestimmten Gruppen existiert und diese diskriminiert werden. Zudem merkt sie an, dass der Rassismus ein weltweiter Trend zu sein scheint.

Auch das jüngste Familienmitglied sieht den Rassismus als ein internationales Problem: „Rassismus? Ja, es ist überall ein wichtiges Thema, zum Beispiel Rassismus gegen die Schwarzen ist ja jetzt sehr in den Medien und so. Was auch in Österreich sicher da ist, aber halt nicht in den Medien. Also mein Lehrer hat mir mal eine Geschichte erzählt, dass ein Polizist irgendjemand geschlagen hat, aber ich weiß nicht, was für eine Nationalität oder so. Ich glaube, das war eine Frau oder ein Mann. Ich glaube sogar, sie war schwarz und der Polizist hat sie einfach geschlagen oder so in Wien. Ja, das fand ich schon krass, dass ein Polizist eine Frau schlägt, die schwarz ist.“¹¹⁰ Durch die mediale Aufmerksamkeit werden die Rassismuserfahrungen thematisiert. Beide Interviewpartnerinnen sind der Meinung, dass der Rassismus ein großes gesellschaftliches Problem ist.

Über ihre persönlichen Erfahrungen erzählt die jüngere Enkeltochter Folgendes: „Also ich weiß nicht, ob das überhaupt rassistisch war, aber ich ging ja eine Zeit lang in die Moschee mit meiner Cousine. Und ich hatte mal mein Kopftuch in der Schule (verspricht sich), in der Moschee schon ausgezogen und meine Cousine hatte es noch an. Und da ist so ein Mann, also gegenüber, er ist halt so gekommen und hat mich halt weggeschubst, aber so richtig stark. Ich weiß nicht, ob er angetrunken war, ob das gemacht, ob er das gemacht hat, weil sie ein Kopftuch hatte. Und dann hat er geschrien: Ey, wieso stehst du im Weg und so? Der hatte genug Platz, da durchzugehen. Ja.“¹¹¹ Dabei fällt es ihr schwer, diesen Vorfall als rassistisch zu kategorisieren und fügt hinzu: „Also damals habe ich es noch nicht wirklich ganz realisiert, damals war ich schon ziemlich klein. Meine Mutter hat darüber einfach nur gelacht. Ich habe es dann erst später, die Jahre danach halt gecheckt, dass es Rassismus ist, weil ich es damals nicht verstanden habe, warum

¹⁰⁹ Interview 5 – Zeile 1147 – 1154

¹¹⁰ Interview 6 – Zeile 551 – 561

¹¹¹ Interview 6 – Zeile 576 – 582

er was sagen sollte.“¹¹² Anhand dieser Textstellen wird deutlich, dass die rassistische Denk- und Herangehensweise für sie nicht nachvollziehbar ist. Dies kann auch damit in Zusammenhang stehen, dass sich die Interviewpartnerin als Österreicherin sieht und diesen Umgang nicht akzeptieren kann.

Auch der Schwiegersohn bzw. Vater der Familie spricht über die Islamophobie als ein internationales Problem und verdeutlicht, dass dieses Gedankengut von der Politik übernommen und verwendet wird: „Islamophobie ist schon auf der ganzen Welt (eine) Realität, alle Studien sagen dasselbe aus. Auf der ganzen Welt ist der Nationalismus, sagen wir nicht mehr Nationalismus dazu, der Rassismus im steigenden Trend und solche Parteien bekommen in Europa sehr viele Stimmen und auch die anderen Parteien, die dem Volk gehören (wortwörtlich) nehmen diese Elemente und diese Dinge auf und wenn sie diese verwenden, dann steigt die Fremdenfeindlichkeit und Verfeindungen gegenüber der Religion in der Gesellschaft sehr an. Also man muss bezogen auf die Zukunft ganz anders denken. Die Lösung für dieses Problem wäre wahrscheinlich, dass mehr Menschen durchschnittlich denken (nicht extrem/mittig), die guten Dinge, die gemacht werden, sollten gut und die schlechten Dinge schlecht genannt werden und es sollte dem entgegengesetzt werden, nicht nur aus einer Richtung, aber es sollten beide Seiten, also, versuchen neutral zu sein und gute Entscheidungen/Leistungen gut und schlechte Entscheidungen/Leistungen schlecht zu nennen und dagegen stehen/handeln.“¹¹³ Hierbei betont er, dass sich diese Herangehensweise in der Zukunft ändern muss. Als Lösung des Problems nennt er, dass Menschen weniger zu Extremen tendieren, sondern eher neutral sein sollten. Dabei existieren aus der Sicht des Schwiegersohnes Islamophobie, Ausländerfeindlichkeit und Feindseligkeit gegenüber anderen Religionen in der österreichischen Gesellschaft durchaus. Diese Denkweise kann bei Betroffenen zu einer Gegenreaktion führen und falls der Rassismus und die Islamophobie in der Gesellschaft stärker werden, würde das zu großen sozialen, ökonomischen und gesellschaftlichen Problemen führen.

Ihre Bedenken hinsichtlich der Zukunft beschreibt die ältere Enkeltochter wie folgt: „Und dieses Gedankengut bekommen wir immer wieder tagtäglich zu hören, zu sehen, egal in welcher Form. Und auch die Politik von heute ist ja auch immer: die gehören zurück, der soll abgeschoben werden, wem es nicht passt, bitte ciao, und immer solche Sachen. Und dann denke ich mir schon so, okay, wenn das jetzt zunimmt, wenn ich das schon jetzt so tagtäglich eigentlich mitbekomme, wie wird das in Zukunft aussehen?“¹¹⁴ Die in der Politik kursierenden Narrative

¹¹² Interview 6 – Zeile 593 – 596

¹¹³ Interview 4 – Zeile 533 – 551

¹¹⁴ Interview 5 – Zeile 1154 – 1158

wirken sich auf das gesellschaftliche Leben aus. Dabei nennt das jüngste Familienmitglied ein Beispiel aus der Politik, welches seitens der Interviewpartnerin auf Unverständnis stößt.

Aufbauend thematisiert er eine Studie, welche sich mit der Berichterstattung über den Islam und MigrantInnen befasst hat. „Also, das ist ein sehr, sehr wichtiges Thema, die Menschen, die Politiker müssen darauf achten, die Medien -, eine Studie hat in der Zeit von 100 Tagen, es gab sowieso schon ähnliche Studien, aber es gab nicht genauso eine Studie, es wurden innerhalb von 100 Tagen oder einem Jahr Nachrichten/Berichte über den Islam oder Türken analysiert. 98 % dieser Nachrichten waren negativ und 2 % waren nicht wirklich direkt, diese können wir als neutral einstufen, also weder gute oder schlechte Nachrichten. Aber was denken die Menschen über uns und unsere Religion, wenn sie 98 % schlechte Nachrichten (darüber) lesen? Der gesellschaftliche Frieden, wie soll dieser gesellschaftliche Frieden erreicht werden?“¹¹⁵ Diese Art von Berichterstattung beeinflusst sowohl die Gesellschaft als auch die Sprache, zeitgleich beeinflusst sie auch den Alltag der Kinder und steht dem gesellschaftlichen Frieden im Weg. Dieses Thema beschäftigt den Befragten schon länger, da sich die PolitikerInnen mit bestimmten Aussagen gegen 700.000 in Österreich lebende Personen stellen, indem ihre Geschichte und ihre Religion angreifen. Als Beispiel nennt er den vermeintlichen E-Card-Missbrauch von MigrantInnen, wobei belegt wurde, dass diese Beschuldigung nicht der Wahrheit entspricht. Er war überrascht darüber, da eine bestimmte Gesellschaftsgruppe verleumdet wurde, was auf einer Lüge basierte. Mit negativer Propaganda wie dieser werden, nach den Beobachtungen des Schwiegersohnes, alle guten Beziehungen und Brücken zwischen den Kulturen zunichte gemacht. Darin sieht er ein großes Problem und vermutet, dass wenn diese Denkweisen in der Zukunft weiterexistieren würden, es zu einer Verfeindung beider Gesellschaftsgruppen kommen könnte.

Abschließend erklärt er, dass die gedankliche Basis nicht stimme und benutzt eine Analogie, um die Situation zu beschreiben; es sei wie mit dem Zuknöpfen eines Hemdes, denn wenn mit einem falschen Knopf begonnen werde, seien zuletzt alle Knöpfe falsch. Er kritisiert, dass viele ÖsterreicherInnen die Sicht- und Lebensweise der anderen nicht kennen, auch nicht kennenlernen möchten und dennoch darüber urteilen. Sie informieren sich demnach nicht über die Geschichte und Religion ihrer Mitmenschen. Schlussendlich sieht er in der Toleranz, Rücksichtnahme und Offenheit die Lösung des Problems. Wenn sich Menschen vorurteilsfrei und offen

¹¹⁵ Interview 4 – Zeile 554 – 559

in der Mitte der Gesellschaft treffen und ein friedliches Miteinander möglich wird, könnte Rassismus, Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit wirksam vorgebeugt werden.

4.20 Entscheidungen

Entscheidungen sollten, nach der Meinung des Schwiegersohnes, in erster Linie frei getroffen werden, aber dennoch mit den kulturellen und religiösen Wertvorstellungen im Einklang stehen. Obwohl Entscheidungen vermeintlich frei sind, spricht die ältere Enkeltochter in ihrem Interview darüber, dass sie nicht wirklich frei entscheiden kann, sondern unter dem Einfluss ihrer Familie steht und oft auf die Zusage der Eltern angewiesen ist. Zudem erzählt sie, dass sie bald heiraten wird und meint, dass sie sich nach der Eheschließung womöglich erst richtig kennenlernen wird, weil sie dann erstmals auf sich selbst angewiesen sein wird. Nach der Eheschließung wollen die Partner gemeinsam nach einem Mittelweg suchen.

Dabei werden die Entscheidungen bezüglich der Eheschließung in den Interviews ebenfalls angeführt und von (fast) allen Generationen thematisiert. Überwiegend werden hierbei die Vorstellungen und Erwartungen über die potentiellen PartnerInnen in den nächsten Generationen dargelegt. An dieser Stelle wird oft der Bezug zur Religion und religiösen „Vorschriften“ hergestellt. Nach den eigenen Vorstellungen bevorzugen fast alle interviewten Familienmitglieder eine intrakulturelle Ehe. Dies deshalb, da eine solche Ehe mit der Beibehaltung der türkischen Sprache und Kultur einherginge. Nur die jüngere Enkeltochter berichtet, dass es für sie eher von Bedeutung ist, einen Muslim zu heiraten, eine intrakulturelle Ehe jedoch nicht mehr im Vordergrund steht.

Sowohl die Tochter als auch die ältere Enkeltochter erzählen, dass neben den Familienmitgliedern auch FreundInnen im Prozess einer Entscheidungsfindung eine bedeutsame Rolle spielen. Dabei entschieden sich beide Generationen mithilfe ihrer FreundInnen dazu, eine bestimmte Schule zu besuchen. Auch die jüngere Enkeltochter erzählt, dass sie mit ihren FreundInnen über bildungsspezifische Themen spricht und diese sie zum Studieren motivieren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei der Entscheidungsfindung der Bezug zur Familie hergestellt wird und die Meinungen einzelner Mitglieder einfließen. „Ich finde, hier spürst du immer dieses ichbezogene Denken immer mehr. Und in der Türkei ist immer Wir. Es ist immer ein Wir. Ja. Man denkt nicht nur an sich. Aber hier, finde ich, jeder denkt an sich. Also zuerst an sich. Ich meine, es ist eh auch so, man sollte immer zuerst an sich denken und dann

an andere. Aber es ist irgendwie egal, was der neben dir macht oder nicht.“¹¹⁶ Im Gegensatz zur individualisierten europäischen Kultur, so stellt die ältere Enkeltochter klar, sei in der türkischen Kultur das Gemeinschaftsgefühl stärker ausgeprägt.

4.21 Endlose Rückkehr

Auch nach fünf Jahrzehnten spricht der Großvater der Familie stets über eine Rückkehr, merkt aber an, dass dies eine unrealistische Vorstellung ist. „Und so ist die Zeit vergangen, wir sind jetzt in der Zeit angelangt und wir sagen noch immer, dass wir wieder zurückgehen werden. Wir werden noch zurückgehen.“¹¹⁷ Seine Tochter hat nicht den Wunsch, in die Türkei zurückzukehren, aber sie kann auch nicht voraussagen, was die Zeit bringen wird. Denn wenn sich die Situation in Österreich zum Beispiel künftig verschlechtern würde, dann würde sie eher in der Türkei leben wollen. Aus ihrem Umfeld weiß sie auch, dass eine erneute Anpassung vielen RückkehrerInnen schwerfällt.

Der Schwiegersohn spricht hierbei über die Veränderungen in der Sichtweise. So würden auch viele Gastarbeiterfamilien nicht zurückkehren wollen. Diese seien jetzt, nachdem sie zunächst nur wenig in das Leben in Österreich investiert hatten, in der Phase angelangt, ihre Lebensverhältnisse in Österreich verbessern und verändern zu wollen. Das geht seiner Ansicht nach mit einer Veränderung in der Einstellung einher, denn sie hätten dieses Land nun als ihr Land (und ihre zweite Heimat) anerkannt. Diese Veränderung sei deshalb so wichtig, weil zugleich gesellschaftliche Teilhabe bedeute.

Für die Enkelkinder kommt hingegen eine ‚Rückkehr‘ in das elterliche Land nicht infrage. Selbst der Wunsch, den Urlaub ausschließlich in der Türkei zu verbringen, schwindet. Für die Personen dieser Generation gilt Österreich als Heimat, wenngleich die Türkei ein wesentlicher Bezugspunkt bleiben wird: „Und, aber natürlich finde ich, dass ich immer noch, also ich, also ich verbinde mich mit der Türkei. Also ich habe (überlegt) einen Bezugspunkt, sage ich mal. Aber (zögerlich) meine Heimat ist eigentlich hier. Also ist Österreich.“¹¹⁸

¹¹⁶ Interview 5 – Zeile 404 – 412

¹¹⁷ Interview 2 – Zeile 45 – 56

¹¹⁸ Interview 5 – Zeile 115 – 127

4.22 Religion und Vielfalt

Die Religion spielt für Familie A. eine tragende Rolle und wird in allen sechs Interviews thematisiert. Dabei wird deutlich, dass sie sich beispielsweise in Form von religiösen Werten auf ihr Lebensverhältnisse auswirkt. Ein wichtiger Argumentationsstrang ist, dass in Österreich unterschiedliche Religionen repräsentiert sind und es mitunter die Aufgabe der Religionen ist, die Toleranz und das Verständnis in einer Gesellschaft zu fördern, damit sich die Individuen in besser verstehen. Gleichfalls wird vor allem von der Tochter und der älteren Enkeltochter der Familie erläutert, dass die Religion auch als Distinktionsmerkmal fungiert. Sie sei ein Grund, warum Personen mit Migrationshintergrund nicht als ÖsterreicherInnen wahrgenommen werden würden.

Aber auch die Vielfalt in der österreichischen Kultur wird dabei als erstrebenswert angesehen: „Natürlich, je mehr unterschiedliche Farben es in einer Gesellschaft gibt, desto lebendiger wird die Gesellschaft. Gott hat im Koran erklärt, dass die Welt für uns aus unterschiedlichen Menschen zusammengesetzt wurde, damit es eine Vielfalt gibt, dass Menschen mit unterschiedlichen Sprachen und Kulturen erschaffen wurden, damit es auf der Welt nicht monoton ist und die Menschen unterschiedlich sind [...] deswegen ist es etwas Schönes, dass es unterschiedliche Kulturen gibt, deshalb ist es meiner Meinung nach wichtig, dass die türkische Kultur und uns spezifischen Eigenschaften/Merkmale unseren eigenen Kindern beigebracht/gelehrt wird, natürlich zusammen mit der islamischen Kultur. Wie glücklich wir uns schätzen dürfen, wenn wir dies unseren Kindern geben können.“¹¹⁹ Die Welt wird mit den unterschiedlichen Kulturen und Sprachen als ein schöner Ort zum Leben empfunden. Deswegen ist es für den Schwiegersohn auch besonders wichtig, zu dieser Vielfalt beizutragen, indem die türkische und islamische Kultur aufrechterhalten und an die nächsten Generationen weitervererbt wird. Dabei würde sich die zweite Generation glücklich schätzen, wenn ihnen diese Aufgabe gelingt und sie ihre Kultur und Religion sowie die damit verbundenen Werte an die nächsten Generationen weitergeben können.

¹¹⁹ Interview 4 – Zeile 1309 – 1320

4.23 Beziehung zwischen den Generationen

Der Schwiegersohn der Familie betont, dass die Beziehungen zwischen den Generationen damit zu tun hat, aus welchen sozialen und wirtschaftlichen Milieus die Familie in der Türkei stammt. Ob diese in einem Dorf, in einer Vorstadt oder in einer Großstadt gelebt hat und wie der Einkommens- und Bildungsstatus war/ist, sind wichtige Aspekte, welche einen Einfluss haben. Es gibt generell große Unterschiede zwischen den Familien, die aus dem Westen, aus Vorstädten und aus dem Zentrum kommen, und denen, die aus dem Osten oder aus Zentralantolien stammen, in Kleinstädten, Vorstädten und Dörfern gelebt haben und keinen hohen Einkommens- und Bildungsstatus haben.

Der Schwiegersohn schätzt sie aber als glücklich ein, weil sie aus dem Westen der Türkei stammen. Denn wenn sie zum Beispiel an die 1960er, 1970er und 1980er Jahre denken, dann haben in der Türkei nicht nur Klimaunterschiede zwischen Westen und Osten existiert, sondern auch aus sozialer Sicht, kann von großen Unterschieden in den Lebensverhältnissen gesprochen werden. Weil Familie A. aus dem Westen der Türkei kommt, ist ihre Beziehung zwischen den Generationen anders; die Personen haben eine nahe Beziehung zu ihren Älteren. Sie versuchen dieselbe Nähe auch an ihre Kinder weiterzugeben.

Allgemein betrachtet, gibt es nur in einem bestimmten Ausmaß Spannungen, Konflikte und Meinungsunterschiede zwischen den Generationen. Die Eltern verlangen bestimmte Dinge von ihren Kindern, versuchen ihnen oft eine Richtung vorzugeben und erwarten von ihnen, dass sie dementsprechend handeln. Wenn die Kinder dem folgen und dieselben Vorstellungen teilen, dann gibt es keine Probleme. Aber wenn sie anders denken und ihren eigenen Weg gehen wollen, dann nehmen es die Eltern persönlich und fassen es falsch auf. Für den Schwiegersohn ist es grundsätzlich wichtig, dass seine Kinder glücklich werden und er stellt sich die Frage, wie er als Vater dazu beitragen kann, dass sie glücklich(er) werden. Dementsprechend können große Konflikte entstehen, wenn sich die Vorstellung der Eltern und der Kinder unterscheiden.

Die ältere Enkeltochter beschreibt die Beziehung zwischen den Generationen folgendermaßen: „Ich würde schon überwiegend ‚gut‘ sagen. Also, mein Opa ist ein bisschen, ähm, eigener. Deswegen habe ich, ich weiß nicht, würde schon eher ‚gut‘ sagen, aber wir sprechen halt nicht so viel. Also die Beziehung zu meiner Oma ist besser, weil sie einfach vielleicht auch vom Geschlecht her, sie ist eine Frau und Frauen sind dann halt gesprächiger und kommen leichter ins Thema und fühlen sich irgendwie wohler. Und ich glaube, bei einem Mann ist es eher immer so, fühlt er sich, glaube ich, auch dann einfach - weiß nicht, wie ich es sagen soll. Oder er zieht

sich schneller zurück, sage ich jetzt mal. Aber sonst würde ich eher gut, also, vor allem Oma, sie ruft mich an, ich rufe sie an, wir reden, wir sehen uns und manchmal denke ich mir annem sagt meine Mama zu, also für mich, da hat deine beste Freundin angerufen. Also sie meint da meine Oma, weil wir rufen uns einfach so an. [...] Also, da habe ich ziemlich ein gutes Verhältnis. Und wie gesagt, beim Opa ist, er spricht auch nicht so viel. Es ist dann eher so das Nötigste oder was gerade halt wichtig ist. Meistens was Gesundheitliches. Darum geht es eigentlich in unseren Gesprächen. Ja, er spricht nicht so viel. Er ist eher zurückgezogen und, ja.“¹²⁰ Dabei betont sie, dass die Beziehung zu ihren Großeltern gut ist. Sie spricht zwar nicht viel mit ihrem Großvater, aber die Beziehung zu ihrer Großmutter sei ziemlich ‚gut‘. Sie vermutet, dass ihre Großmutter aufgrund ihres Geschlechtes gesprächiger ist.

Über ihre Beziehung zu ihren Eltern sagt sie: „Zu meinen Eltern? Ja, weiß nicht. Ich würde auch nur ‚gut‘ sagen, glaube ich. Also, mein Papa ist sowieso, mein Papa ist eigentlich gar, überhaupt nicht typisch Türkisch, würde ich sagen, weil er von klein auf immer schon sehr an mir und meiner Schwester gebunden war, würde, gebunden ist. Er hat immer viel mit, Zeit mit uns verbracht. Auch abends oder so, ich weiß nicht, das Typische, dass die Männer dann, ich weiß nicht, zum, ins Café gehen oder einfach spazieren gehen. Mein Vater war nie, also er ist nie so, er ist eher ein Familienmensch, er ist gerne zuhause, er unternimmt gerne etwas mit der Familie. Und deswegen sind, ist meine Beziehung mit meinem Papa auch sehr eng eigentlich. Also ich könnte mit ihm wirklich über alles reden, ihm auch alles erzählen, auch wenn mich irgendwas nervt, auch wenn es so das Kitschigste von irgendwas ist, ich erzähle ihm, ich sage es ihm, dass, der und der hat mich genervt und, keine Ahnung, das und das. Und bei meiner Mama genauso eigentlich. Ihr kann ich auch alles sagen. Sie ist immer diejenige, die mich beruhigt. Sie sieht immer alles so optimistisch und gut und der hat das sicher nicht so gemeint. Und ach, wieso rege ich mich immer so viel auf? Ist eh alles wunderschön und das kann ja mal passieren.“¹²¹ Sie fügt hinzu, dass sie schon ab und zu mit ihrer Mutter in Streit gerät, aber das sei normal. Jedoch scheint die Beziehung zwischen der zweiten und dritten Generation eher eng zu sein, vor allem mit ihrem Vater pflegt sie ein enges Verhältnis. Dabei wird dieser als ein nicht typisch türkischer Vater beschrieben.

Zudem erzählt die ältere Enkeltochter im Interview von einer Familientradition, welche sie als schön empfindet und selbst gerne übernehmen würde: „Ja, zum Beispiel was ich total liebe, ist, dass wir, bei uns wird immer Abend zusammen, Abendessen zusammen gegessen. Und das ist

¹²⁰ Interview 5 – Zeile 1360 – 1376

¹²¹ Interview 5 – Zeile 1380 – 1398

immer, man wartet halt aufeinander, wenn halt einer später kommt. Also meistens bin eh immer ich diese Person. Dann wird, rufen sie mich an und dann warten sie auf mich. Und es wird immer zusammen gegessen. Und das finde ich, eigentlich würde ich immer übernehmen wollen, wenn ich auch eine Familie habe, dass man zusammen isst, das ist einfach so ein Gemeinschaftsgefühl, weil jede Person hat dann individuelle Sorgen oder individuelle Sachen zu erledigen, aber trotzdem, dass man dann zu einem bestimmten Zeitpunkt dann wieder zusammenkommt, sich zusammenfindet, finde ich wichtig, um einfach dieses Familien-, Familie-Sein stärkt. Das würde ich auf jeden Fall übernehmen wollen. Und dann auch einfach, dass ich sehe, egal was ist, dass man einfach, also bei sehr schlimmen Sachen natürlich nicht, aber auch bei Streitereien oder Auseinandersetzungen, dass man immer wieder zueinanderfindet, sehe ich halt auch bei Oma, Opa oder bei meinen Eltern, dass man nicht einfach jemanden leicht aufgibt. Das finde ich auch schön, wichtig oder einfach der gegenseitige Respekt, das muss sowieso sein.“¹²²

Die Beziehung zwischen ihrer Mutter und Großmutter beschreibt sie anschließend: „Bilemedim („ich weiß nicht“), eigentlich auch gut. Aber ich glaube, meine Mama ist so, ja, generell ist meine Mutter bisschen distanzierter oder wie soll ich sagen, nicht distanziert, auch nicht wirklich kalt, aber bisschen mehr („annem biraz daha uzak mi desem, uzak demeyimde äh tam soguk da degil de daha böyle“), ich weiß nicht. Ich glaube, das liegt einfach generell an ihrem Charakter. Zum Beispiel, sie stört es nicht, wenn ihr, wenn sie ein paar Tage mal ihr Handy nicht einschaltet oder so. Also ihr fehlt etwas nicht. Sie ist einfach eigen, glaube ich, deswegen. Aber wenn sie zu, nebeneinander sind, dann sprechen sie auch und dann gibt es auch genug zu reden und alles ist okay und sie kochen gemeinsam, spazieren gemeinsam. Also trinken gemeinsam auch am Balkon Kaffee und alles passt, aber ich weiß nicht, annem cok farkli bir insan bilmiyorum onu nasil tarif etcegimi.“¹²³ Ihre Großmutter und Mutter hätten ein gutes Verhältnis. Telefonisch kommunizieren sie zwar nicht viel, aber im persönlichen Kontakt verstünden sie sich gut. Dabei bemerkt sie, dass allgemein ein harmonisches Verhältnis zwischen den Generationen herrscht.

¹²² Interview 5 – Zeile 1333 -1346

¹²³ Interview 5 – Zeile 1404 – 1411

4.24 Beobachtung als Lehrer und Probleme in der Erziehung und Gesellschaft

Ebenfalls von großer Bedeutung sind die Beobachtungen des Schwiegersohnes, da dieser an österreichischen Schulen unterrichtet und im Bildungssystem involviert ist. Als Lehrer hat er sowohl mit der österreichischen als auch mit der türkischen Gesellschaftsgruppe Kontakt. Er berichtet von seinen Beobachtungen und stellt drei grundlegende Punkte fest: zunächst, dass es in der Erziehung der Kinder Probleme gibt, die nicht von der Religion, sondern von der Kultur ausgehen. Wenn es etwa in einer Familie viele Töchter und einen Sohn gibt, dann wird dieser häufig bevorzugt. Alle Wünsche von diesem Kind werden verwirklicht, während die der anderen außer Acht gelassen werden. Wenn beispielsweise die Kinder verwöhnt werden, kann sich das auf ihr Leben auswirken, und zwar dergestalt, dass sie weniger erfolgreich werden. Sie schaden sowohl ihrer Familie als auch der Gesellschaft. Bei der Erziehung sollte demnach beachtet werden, dass sich die Eltern allen Kindern gegenüber gleich verhalten (auch hinsichtlich des Geschlechtes), denn sieht die Religion vor, aber auch die Kultur.

Freilich sind Familien unterschiedlich strukturiert, manche Eltern verwöhnen die Töchter, andere wiederum ihre Söhne. Dabei kann sich eine Ungleichbehandlung sowohl auf die Psyche als auch auf das soziale Leben negativ auswirken. Bei österreichischen Familien konnte der Schwiegersohn diese Herangehensweise nicht beobachten, hier ist eher von einem ausgewogenen Verhältnis zu sprechen. „Wenn wir einen Sohn und kein anderes Kind hätten, dann würden wir ihn nicht sowas machen lassen, wir wüssten nicht, wie wir es ihm zurechtmachen könnten. Also, das hat mich schon sehr beeindruckt. Also wir, also ich sehe bei meinen Bekannten, also sie haben sogar drei Töchter und einen Sohn und weil er der Sohn ist, verwöhnen sie ihn und dieser Mann denkt an sowas, obwohl er nur einen/diesen hat. Er sagt, dass was er in 20 Jahren lernen muss, soll er jetzt mit 11 Jahren schon gesehen haben und lernen. Schau dir diesen Gedanken an.“¹²⁴

Auch die Großeltern spielen hier eine Rolle, da sie ihre Enkel oft verwöhnen und viel Zuneigung zeigen, wo sie sie bei ihren eigenen Kindern nicht ausleben konnten. Die Tochter der Familie bemerkt in diesem Kontext: „Ja es ist sehr schwer, vor allem jetzt ist es in vielen Familien so, jetzt sind ja auch die Omas und Opas hier, sie haben das ja auch früher nicht gemacht, also ihren eigenen Kindern Zuneigung gezeigt und früher Nichts von dieser Kinder-Liebe mitbekommen, deswegen wollen sie jetzt ihren Enkelkindern alles geben und das ist, das ist für ein

¹²⁴ Interview 3 – Zeile 1478 – 1501

Kind auf einmal viel zu viel, e (Ausruf), was soll das Kind machen? Es verliert sein Gleichgewicht. Es gibt viele, die ihr Gleichgewicht verlieren.“¹²⁵

Neben der zuvor genannten Ungleichbehandlung stellt der Schwiegersohn noch einen weiteren wesentlichen Punkt heraus, und zwar, dass Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund eine ‚Markenkrankheit‘ hätten. Er vermutet dies als Ergebnis des Wunsches, sich zu beweisen und Akzeptanz zu verschaffen. Österreichische Familien machen hier weniger Unterschiede, aber türkische Kinder bestehen tendenziell eher auf Markenkleidung. Das sind zwei Phänomene, die er an den Kindern in der Schule und in seinem Umfeld beobachtet hat.

Es gibt demnach Probleme in der Erziehung der Kinder mit türkischem Migrationshintergrund und diese, von ihm so bezeichnete ‚Markenkrankheit‘ bei den Heranwachsenden, weil sie sich beweisen wollen bzw. die Marken als Statussymbole sehen. Diese Sichtweise sei jedoch, nach der Meinung des Schwiegersohns, falsch. Den Grund hierfür vermutet er darin, dass sich die Jugendlichen minderwertig fühlen. Dies wird als ein Weg gesehen, um sich anderen beweisen zu können. Dabei ist er der Meinung, dass in diesem Kontext viel von den Familien ausgeht und sogar mit den Eltern zu tun hat, zumal Kinder oft unwillkürlich deren Werte übernehmen. Wenn innerhalb der Familie das Gefühl des Ausgegrenzt-Werdens oder jenes des Sich-beweisen-Wollens vermittelt werde, sei es nicht unwahrscheinlich, dass die junge Generation das adaptiert. Da jede Familie unterschiedlich ist, kann kein allgemeingültiger Grund genannt werden. Es kann unter anderem mit familiären Problemen, dem Bedürfnis nach Anerkennung zusammenhängen. Daher sollte jede Situation individuell betrachtet werden.

Das dritte Problem sei, dass die Jugendlichen versuchen würden, dem Deutschlernen zu entkommen, indem sie Komplexität der Sprache vorschieben. Dabei denken sie, dass sie ihr Leben auf diese Art und Weise überbrücken können, ohne dabei an ihre Zukunft zu denken. Sein Rat lautet stets, unbedingt die Sprache zu lernen, da sie zum einen das Leben in Österreich erleichtert und zum anderen auch ein potenzielles Leben in der Türkei bereichern würde. Viele österreichische LehrerInnen beneiden türkische Familien, weil die Kinder beide Sprachen beherrschen und zweisprachig aufwachsen. Mehrere Muttersprachen bedeuten wiederum, die Welt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und Wissen über die Kultur, Literatur, Geschichte und das Land zu haben.

Ohne die Sprache kann außerdem die Kommunikation nicht einwandfrei funktionieren. Diese Sprachbarrieren existieren auch in der dritten Generation. Die Sprache ist besonders wichtig,

¹²⁵ Interview 3 – Zeile 1522 – 1526

um sich verständigen, erklären und kommunizieren zu können. Deswegen sei weiters wichtig, dass die Bedeutung der Sprache(n) von den Familien und Kindern erkannt wird.

Manche Kinder sagen in der Schule, dass sie das Leben hier nicht mögen und in der Türkei erfolgreicher wären, weil sie Türkisch sowieso können. Wenn er sie anschließend dazu auffordert, einen Satz zu schreiben und diesen in Satzglieder zu teilen, können sie es jedoch nicht. Er gibt das Beispiel, dass auch die österreichischen Kinder die deutsche Sprache lernen müssen, um die Grammatik wirklich beherrschen zu können, denn erst im Unterricht wird die Struktur der Sprache gelehrt. Er kritisiert zudem, dass die Kinder in einer Traumwelt leben würden, wenn sie denken, in die Türkei wäre das Leben aufgrund der ohnehin ‚vorhanden‘ Sprachkenntnisse besser. Deswegen müsse das Bewusstsein für die Relevanz der Sprache geschaffen werden.

Dieser Haltung liegen unterschiedliche Probleme zugrunde, die zum Teil von den Familien verursacht werden, weil sich diese nicht genügend um ihre Kinder sorgen und sie nicht unterstützen. Des Weiteren ist die deutsche Sprache komplex und wenn zuhause Türkisch gesprochen wird, bleibt für die Entwicklung der Deutschkompetenz nicht genug Platz. Eigentlich müssten, seiner Meinung nach, im familiären Umfeld beide Sprachen gesprochen werden, damit Kinder tatsächlich zweisprachig aufwachsen können. Die Eltern müssen sich hierbei darum bemühen, sich näher mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Wenn die Eltern nicht ausreichend über das sprachliche Wissen im Türkischen verfügen, dann sind meist auch die Fähigkeiten der Kinder nur begrenzt. Demnach haben die Sprachkenntnisse der Eltern einen Einfluss auf die der Kinder.

Überdies gibt es auch Probleme, welche von der Schule und von den Beziehungen zwischen den Familien(-mitgliedern) verursacht werden, deswegen sind die Kinder mit türkischem Migrationshintergrund in sprachlichen Themen nicht wirklich erfolgreich. Diese Probleme können in der Folge auch zu Verhaltensstörungen führen. Die Gründe hierfür können unterschiedlich sein, aber etwa eine Differenzierung zwischen den Geschlechtern kann implizit Misserfolge verursachen. Die Kinder fühlen sich zwar wertvoll, werden aber in der Schule mit Schwierigkeiten konfrontiert. Zuhause verwöhnt, werden sie in der Schule, basierend auf ihren Leistungen, auf ein niedrigeres Niveau eingestuft und das hat Auswirkungen, kann sich negativ in Gewalt oder in einer generellen Abwehrhaltung äußern. Als Reaktion zieht sich das Kind zurück oder trägt den eigenen Frust nach außen. Wenn die Familien ihre Kinder passend behandeln, dann könnte sich dies anders entwickeln. Dabei müssen bestimmte Regeln eingehalten werden. Zu Hause sollte es in der Anschauung des Schwiegersohnes zum Beispiel Arbeitsteilung geben.

Der Schwiegersohn der Familie meint, dass es durch die falsche Herangehensweise der Familien dazu kommen kann, dass sich Kinder zwischen den beiden Welten gefangen fühlen, was in die nächste Alterskohorte weitergetragen werden kann. Dementsprechend stünden die folgenden Generationen vor neuen Hürden und hätten mit Identitätsfragen zu kämpfen. Demnach ist jede Generation in Migrantenfamilien mit anderen Dingen konfrontiert. Während es in der Gastarbeitergeneration um existentielle Probleme ging, beschäftigen die dritte Generation überwiegend Fragen der Identität, Anerkennung und Teilhabe.

4.25 Veränderungen im Verlauf der Generationen

Der Schwiegersohn der Familie erklärt, dass Menschen, die aus der Türkei nach Österreich ausgewandert sind, mit ihren eigenen Werten, Vorstellungen und Lebensbedingungen migriert sind und sich in Österreich ein neues Leben aufgebaut haben. Sie haben diese Vorstellungen mit den neuen österreichischen Werten vermischt und haben so eine Lösung gefunden. Derselbe Prozess, so der Schwiegersohn, hätte umgekehrt auch in Österreich stattgefunden, denn auch hier wurden einige Werte übernommen. Er erklärt diesen Prozess als etwas Soziologisches und Psychologisches. Es ist demnach normal, dass Migration sowohl das Herkunftsland als auch das Ankunftsland formt und verändert. Das nennt er die Wahrheit des Lebens.

Zudem führt der Schwiegersohn der Familie in Bezug auf die Veränderung im Verlauf der Generationen Folgendes an: Die Gastarbeitergeneration ist ab den 1960er Jahren nach Österreich gekommen. Ursprünglich war ihr Wunsch, etwas Geld zu verdienen, ihrer Familie und ihrem Land zu dienen und gleichzeitig die Situation in diesem Land hier zu verbessern. Basierend auf diesen Gedanken haben sie gelebt und während sie hier gelebt haben, haben sie sich dazu entschlossen ihre Kinder herzubringen, daher zog die zweite Generation nach. In der Folge hat diese in Österreich die Schule besucht und begonnen zu arbeiten. Manche waren erfolgreich, aber ihre Gedanken waren ganz anders als die der ersten Generation, weil die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie lebten, unterschiedlich waren. Die dritte Generation hingegen sieht Österreich als Heimat an.

Dabei hat die erste Generation direkt in der Krisenzeit nach dem Zweiten Weltkrieg gelebt, wohingegen die zweite Generation unter etwas besseren Umständen aufwuchs. Die dritte Generation ist nun mit gänzlich anderen Dingen konfrontiert, welche dem Lebensstil des 21. Jahrhunderts entsprechen. Eine Gemeinsamkeit der Generationen stellt mitunter das Bedürfnis dar,

glücklich zu sein und zur Gesellschaft etwas beizutragen. Die zweite Generation hat zudem den Wunsch, größere Wohnungen zu kaufen, in Österreich zu investieren, zu reisen und sich weiterzubilden. Die dritte Generation will all dies und noch mehr.

In der Entwicklung der Generationen verschwindet der Bezug zur Herkunft zunehmend, vor allem sichtbar an den Sprachkenntnissen. Es handelt sich jedoch um einen normalen Vorgang, da sich die Lebensverhältnisse verändern und die Personen sich an das System in Österreich gewöhnen. Unterschiede zwischen den Generationen bestehen demnach in der Lebensart und in einigen Einstellungen, sie führen aber nicht zu generationalen Konflikten. In der dritten Generation kann eine Kombination der Kulturen, Sprachen und Werte der beiden Länder beobachtet werden. Zwar geht dies mit Anpassungen und Kompromissen einher, aber nicht mit einer vollkommenen Entfremdung vom Ursprungsland. Auch die Angehörigen der dritten Generation vertreten ähnliche Werte wie die Eltern und möchten diese an die eigenen Kinder weitergeben. Anpassungen diesbezüglich werden fortlaufend in die eigene Lebensweise integriert.

5 Diskussion der Ergebnisse

Migration

Wie auch im Kontext der Migrationsforschung angeschnitten, stellt die Migrationserfahrung ein prägendes Ereignis im Leben vieler MigrantInnen dar. Sie war im Falle der GastarbeiterInnen vor allem wirtschaftlich motiviert, wobei der Aufenthalt bloß von kurzer Dauer hätte sein sollen. Die Migration gestaltet sich meist als Einschnitt im Leben, da der gewohnte Herkunftskontext, die Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen zurückgelassen werden, häufig ein sozialer Abstieg erfolgt und dies erst in den nächsten Generationen wieder ausgeglichen werden kann. Migration ist überdies als gemeinschaftliches Projekt zu verstehen, wobei die Familie schon bei der Planung ansetzt und auch nach der Einwanderung involviert ist. Ihr Einbezug kann dabei entweder fördernd oder hindernd auf MigrantInnen wirken.

Die Trennung von den Familienmitgliedern in der prekären Phase der Auswanderung und der Zeit danach kann als belastend oder erleichternd erfahren werden. Gerade die Großmutter der Familie erzählt von ihrer tiefgreifenden Trauer über den Verlust der Kinder, die sie zurücklassen musste. Ihre Depression konnte sie erst mit dem Nachzug der älteren Tochter überwinden. Dass sich im Zuge dessen auch ihre Nachbarschaftsbeziehungen verbesserten, erlebte sie ebenfalls als hilfreich. Aus der Sicht des zurückgelassenen Kindes war diese Zeitspanne ebenfalls beschwerlich, da die Hintergründe des elterlichen Verschwindens nicht nachvollzogen werden konnten. Selbst die Zusammenführung erwies sich als komplex, da die familialen Strukturen erst an die veränderten Verhältnisse angepasst und umorganisiert werden mussten.

Das deutet bereits auf die Relevanz von Familien- und Verwandtschaftsnetzwerken im Migrations- und Integrationsprozess hin. Ein durch Solidarität geprägtes Unterstützungsgeflecht kann zu Beginn, wenn andere Kontakte in der Aufnahmegesellschaft noch fehlen, als schützende Alternative erfahren werden und Halt bieten. Die Gründe hierfür sind psychologischer und soziologischer Natur, zumal Individuen dazu tendieren, sich in einem unbekanntem Umfeld mit Gleichgesinnten zu umgeben, um die Sehnsucht nach der ‚alten Heimat‘ zu mindern. Auch verringert sich dadurch die Möglichkeit von unangenehmen Erlebnissen im Kontext von Rassismus oder Diskriminierung. Dies wird häufig zur Erklärung herangezogen, wenn beobachtet wird, dass türkische MigrantInnen unter sich bleiben.

Die Tochter der Familie brachte die Vermutung zur Kenntnis, dass mehr Kontakt zu Einheimischen nicht automatisch Anerkennung oder Akzeptanz bedeuten würde. Es lässt sich so für die betreffende Familie aussagen, dass eine Migrationserfahrung über mehrere Generationen hinweg verbindend auf die Individuen zu wirken scheint.

Daneben wurde, wie im Rahmen der *Herkunftslandperspektive* postuliert, von den MigrantInnen selbst der Vergleich zwischen dem Herkunfts- und Aufnahmekontext gezogen. Der Großvater der Familie fragt sich beispielsweise immer wieder, was passiert wäre, wenn er nicht nach Österreich ausgewandert wäre. Er vergleicht sich dabei mit seinen Peers und deren Errungenschaften in der Türkei und fragt sich, ob er durch die Migration tatsächlich ein wirtschaftlich besseres Leben geführt hat. Zudem erwähnt die Großmutter, dass in der heutigen Türkei ähnliche Verhältnisse wie in Österreich herrschen, was von den Beobachtungen des Schwiegersohnes gestützt wird.

Darüber hinaus wird auch sichtbar, dass die Migrationserfahrung und die damit verbundenen Schwierigkeiten intergenerational thematisiert und weitergegeben wurden. So sprechen vor allem die Personen der dritten Generation darüber, dass ihnen ohne die Migration der Großeltern viele Optionen verwehrt geblieben wären. Sie sind sich der Opfer ihrer Vorfahren überdeutlich bewusst. Die ältere Enkeltochter ist gleichfalls der Mutter für ihre Unterstützung in der Schulzeit dankbar, mit deren Hilfe eine Eingliederung erst möglich wurde.

Generationsbeziehungen

Im Hinblick auf die erhobenen Daten kann in der Familie A. ein Generationskonflikt eher ausgeschlossen werden. Stattdessen zeichnen sich die Familienbeziehungen durch eine starke generationelle Solidarität und Nähe aus. Die Kommunikation zwischen den Generationen verläuft relativ reibungslos, wobei der zweiten Generation als Bindeglied eine wichtige Rolle zukommt. Vor allem die Tochter ermöglicht hier die Stabilität des Informationsflusses.

Die Beziehungen zwischen der ersten und dritten Generation werden von der älteren Enkeltochter beschrieben. Besonders zu ihrer Großmutter hat sie ein gutes Verhältnis. Im Kontext der Beziehungen ist die gegenseitige Unterstützung fortwährend ein Thema. Hierbei wird erneut sichtbar, dass die zweite Generation als besonders unterstützende Instanz dient. Die Großeltern erwähnen, dass sie ihre Kinder kaum unterstützen konnten und diese mehrheitlich auf

sich gestellt waren. Die Tochter bestätigt das: Sie habe sich unverstanden gefühlt, war sich aber zugleich der Tatsache bewusst, dass ihre Eltern mit der Umstrukturierung im Aufnahmeland überfordert waren. Ihre Generation hatte die Aufgabe, im Haushalt mitzuhelfen und den Eltern bei amtlichen und ärztlichen Besuchen beizustehen. Das habe sich bei der Folgegeneration grundlegend verändert, da nun das Wohlergehen der Kinder im Mittelpunkt steht. So handelt die zweite Generation kindesorientierter insofern, als die Mutter ihren Kindern ein chancenreiches Leben ermöglichen will.

Anpassung

Die Eingliederung der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft stellt eine der größten Hürden dar, wobei eine vollständige Anpassung (im Sinne von Assimilierung) für den Schwiegersohn nicht zu befürworten ist, da dadurch die Diversität verloren gehe. Der Anpassungsprozess ist ein langwieriger, im generationalen Verlauf nimmt die Integration aber freilich zu. Vor allem die Personen der dritten Generation fühlen sich als ‚echte‘ Österreicherinnen, sind dementsprechend ein Teil des gesellschaftlichen Lebens/Geschehens und formen diese auch.

Bildung

Werden alle drei Generationen der Familie A. betrachtet, wird die Bedeutung der Bildung bzw. des Wissens deutlich. Es wird fortlaufend der Wunsch geäußert, dass die jüngeren Generationen sich weiterbilden, studieren und gute Berufspositionen erreichen. Gleichfalls wird jedoch sichtbar, dass es im Verlauf der Generationen oft an Mitteln zur Aus- und Weiterbildung gefehlt hat; die Tochter der Familie erzählt, dass die Rahmenbedingungen einen weiteren Bildungsweg unmöglich gemacht haben. Nicht nur fehlte es an räumlichen und materiellen Ressourcen (kein eigenes Zimmer, kein eigener Schreibtisch, also an ökonomischem Kapital), sondern auch an basalen Informationen zum Bildungssystem und dessen Möglichkeiten sowie an familiärer Unterstützung und an Sprachkenntnissen.

Ihr Vorankommen sei zudem durch ihr fortgeschrittenes Alter (damals acht Jahre) erschwert worden, was die These erhärtet, dass das Alter bei der Einreise für den Akkumulationsprozess von entscheidender Bedeutung ist. Je später MigrantInnen in den hiesigen Bildungsprozess einsteigen, desto schlechter scheinen ihre Chancen beim Bildungserwerb zu sein. Nur mit Mühe

und Fleiß gelang der Abschluss der Handelsschule, wobei anstelle der Eltern auch die eigenen Geschwister in deren Lernprozess und in der Folge die eigenen Kinder unterstützt wurden.

Das Anliegen des Großvaters war es, dass seine Kinder ein besseres Leben führen und sich der Bildung widmen, rückblickend war er jedoch der Meinung, dass diese keine besonders gute Ausbildung genossen haben. Dies könnte auf das in der Literatur angeführte Informationsdefizit zurückzuführen sein. Da der Großvater hohe Ansprüche (Bildungsaspirationen) hatte, aber über wenig Wissen zum Bildungssystem verfügte, könnte er die Möglichkeiten der folgenden Generation überschätzt haben.

Mit Bildung und Wissen geht eine gewisse (Selbst-)Sicherheit einher. Dementsprechend spielt der Bildungsfaktor eine zentrale Rolle, wobei für die Familie Bildung über Ausbildung im engeren Wortsinn hinausgeht. Deutlich wird das an der dritten Generation, für die zusätzlich ein Zusammenhang zwischen Bildung und Emanzipation besteht. Die Gewichtung der Bildung wird auch an der Entscheidung der älteren Enkeltochter ersichtlich, welche demnächst ihr Pharmazie-Studium abschließt. Auch die jüngere Enkeltochter der Familie schließt hierbei ein Studium nicht aus.

Werte, Kultur und Sprache

Wie auch in der Theorie umschrieben, kann weder von einer vollkommenen Distanzierung von den Herkunftswerten noch von einer vollständigen Übernahme derselben ausgegangen werden. Die Assimilationstheorie, welche eine zunehmende Anpassung mit jeder Generation postuliert, kann im Rahmen dieser Fallstudie nicht unbedingt bestätigt werden. Anhand der Erzählungen kann festgehalten werden, dass im Verlauf der Generationen die Werte, Kultur und auch die Sprache einem Wandel ausgesetzt sind. Doch werden hierbei keine eindeutigen Abgrenzungen möglich. Alle InterviewpartnerInnen thematisieren, dass mit der Aufenthaltsdauer der Familie in Österreich die Herkunftssprache, -kultur und -werte an „Kraft“ und Intensität verlieren. Auch die jüngste Enkeltochter der Familie ist sich des Bedeutungsverlustes bewusst und sagt über die Herkunftssprache, dass diese mit jeder Generation weniger präsent zu werden scheint. Dennoch ist sie daran interessiert, die Herkunftssprache an die nächsten Generationen weiterzugeben. Dieser Wille kann darauf zurückgeführt werden, dass die Familiensprache überwiegend weiterhin Türkisch ist, vor allem in der Kommunikation mit der Gastarbeitergeneration. Die starken Familienbeziehungen (unter anderem zu den Großeltern) könnten sich hierbei auf die Sprachkenntnisse und den Sprachgebrauch der nächsten Generationen auswirken.

In der Generationenabfolge wird sichtbar, dass sich die Sprache des Aufnahmelandes zur besser beherrschten Sprache entwickelt, obwohl sich die Familienmitglieder überwiegend in einem türkisch dominierten Umfeld befinden. Der Großvater erzählt dabei, dass seine Deutschkenntnisse perfekt sein müssten („perfektische“), er sich jedoch aufgrund des Rückkehrwunsches nicht vollkommen dem Lernen der Sprache gewidmet hat. Demnach rückt mit jeder Generation auch die Sprache des Aufnahmelandes immer mehr in den Mittelpunkt. Die Sozialisation im Aufnahmeland und der Schuleintritt in Österreich wirken sich demzufolge positiv auf die Sprachkenntnisse aus, wobei die Herkunftssprache nicht von jener des Aufnahmelandes verdrängt wird. Vielmehr existieren beide parallel.

Neben der Sprache sind die kulturellen Werte ebenfalls von dem Transmissionsprozess betroffen, wobei ebenfalls eine Kombination zur Anschauung gelangt, die eine Selbstoptimierung erzielen soll. Die Werte wurden in den Interviews als menschliche Werte beschrieben, welche auf Weltreligionen zurückzuführen sind – darunter etwa Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Höflichkeit. Die kulturellen Werte unterscheiden sich hierbei nur im Spezifischen. Dabei existiert kein Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Wandel, da diese mehrheitlich koexistieren.

Religion

Die Religion, welche sich für die Familie A. in allen Generationen als wesentlich herauskristallisiert, wird als trennendes Merkmal zur Mehrheitsgesellschaft empfunden, wobei diese Trennung überwiegend von der Außenwelt zugeschrieben werde.

„Deren Vertreter [der New Assimilation Theory] betonen, dass Religion für die Produktion und Reproduktion symbolischer Grenzen („symbolic boundaries“) relevant sei. Dies gelte in besonderer Weise für westeuropäische Gesellschaften, wo eine „bright boundary“ gegenüber dem Islam existiere. Diese symbolische Linie grenze das nach wie vor christlich geprägte, zugleich jedoch zunehmend säkulare Europa von muslimischen Zuwanderern ab, die damit zu prototypischen Fremden stilisiert würden. Noch völlig unabhängig von eigenen religiösen Überzeugungen oder aktiver religiöser Praxis kann daher allein die (sichtbare) Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion mit Prozessen der Inklusion oder Exklusion einhergehen“ (Ohlendorf et al. 2017, S. 568).

Hierbei kann die Religionszugehörigkeit einer symbolischen Grenzziehung dienen und sich in Form von Inklusion oder Exklusion auf das Leben der MigrantInnen auswirken (Beispiel: Kopftuch). Jedoch wurde in der Studie von Ohlendorf et al. ersichtlich, dass die Religion nicht wie vermutet den Integrationsprozess negativ beeinflusst. Im Gegenteil können sich religiöse Werte, Eigenschaften, Einstellungen und Kontexte motivierend auf die Bildungserfolge auswirken. „So weist z. B. Behr (2008) unter Bezugnahme auf den hohen Stellenwert von Bildung im Islam auf die höhere Leistungsmotivation muslimischer Schüler hin“ (Ohlendorf et al. 2017, S. 569). Auch in der Familie A. wird die Religion mit Fleiß und positiven Eigenschaften in Zusammenhang gesetzt.

Identität und Zugehörigkeiten

Während sich die Gastarbeitergeneration der Türkei zugehörig fühlt, gestaltet sich die Identifikation in den folgenden Generationen als komplex. Vor allem die dritte Generation kann sie für sich nicht beschreiben und weist darauf hin, dass sie sich beiden Ländern zugehörig und verbunden fühlt. Das wird aber weniger als Identitätskrise denn eher als Bereicherung wahrgenommen. Allerdings gibt es einen gewissen Zwiespalt in Bezug auf auseinanderklaffende Selbst- und Fremdzuschreibungen, denn obwohl sich die Personen ab der zweiten Generation als ÖsterreicherInnen wahrnehmen, wird ihnen aufgrund von bestimmten Merkmalen von der Mehrheitsgesellschaft das Gefühl vermittelt, keine „echten“ ÖsterreicherInnen zu sein. Zwar fühlt sich besonders die dritte Generation in Österreich beheimatet, dennoch erwähnen die Personen in den Interviews expliziert ihren *Migrationshintergrund*. Der Schwiegersohn berichtet hinsichtlich der Zugehörigkeit, dass diese durch die eigene Einstellung und Sichtweise geprägt ist, denn wenn MigrantInnen die Sichtweise vertreten, dass Österreich ihre Heimat ist und dass sie dieselben Rechte wie die Mehrheitsgesellschaft haben, sich Grundlegendes verändern würde.

Repräsentation und gesellschaftliche Teilhabe

Nebst einer besseren sozialen Positionierung spielen die Repräsentation und die gesellschaftliche Teilhabe für türkische MigrantInnen, auch im Falle der Familie A., eine besonders bedeutende Rolle. Dabei besteht der Wunsch (vor allem in der ersten und zweiten Generation), dass die nachfolgenden Generationen in allen Teilbereichen, insbesondere in prestigereichen und

guten Positionen repräsentiert sind. Der Großvater bringt diesbezüglich seinen Stolz zum Ausdruck. Der Schwiegersohn fügt hinzu, dass die gesellschaftliche Teilhabe für den Integrationsprozess ebenfalls von großer Bedeutung ist und ein ausdrückliches Zeichen in der Mehrheitsgesellschaft setze.

Medien und Politik

Die Medien und die Politik würden, laut der zweiten und dritten Generation, vermehrt zu Abspaltung und Diskriminierung führen. Hierbei wird überwiegend die negative Berichterstattung über MuslimInnen mit Migrationshintergrund thematisiert. Wirkungsstudien legen beispielsweise nahe, dass eine negative Berichterstattung auch negative Auswirkungen auf die Einstellung der Mehrheitsgesellschaft haben kann, was wiederum auch einen Einfluss auf das Alltagsleben und den Selbstwert der MigrantInnen nahelegt (vgl. Karadas et al. 2017, S. 131 f.). Dementsprechend wirken sich negative Berichterstattungen oder politische Äußerungen auf die gesellschaftlichen Wahrnehmungen, Einstellungen und auf das Gefühl der Zugehörigkeit aus. Der Schwiegersohn der Familie deutet darauf hin, dass diese der gesellschaftlichen Atmosphäre schaden und in weiterer Folge eine spaltende Wirkung haben könnte. Die jüngere Enkeltochter erzählt zudem über negative Aussagen gegenüber dem Islam, welche sich auf das Wohlbefinden der MuslimInnen auswirken könnte. Dementsprechend nimmt die Familie diese negativen Diskurse wahr und beobachtet die Folgen.

Diskriminierung

El- Mafaalani (2017, S. 466) geht davon aus, dass „diskriminierende (ethnisierende bzw. rassistische) Praktiken und Strukturen ein zentrales Integrationshindernis für Eingewanderte dar[stellt]“. Demzufolge wirken sich diskriminierende Handlungen und Strukturen negativ auf den Integrationsprozess aus, da diese als Hindernisse wahrgenommen werden. Zudem wirken sich diese ebenfalls problematisch auf die Gesellschaft aus. Die InterviewpartnerInnen erzählen hierbei über ihre Erfahrungen und Konfrontationen. An einigen Stellen wird angedeutet, dass die Wahrscheinlichkeit, diskriminiert zu werden, auch stark vom Erscheinungsbild abhängt. Vermeintlich ‚südländisches Aussehen‘ und das Tragen eines Kopftuches können als diskriminierungsfördernde Merkmale verstanden werden. In den familiären Erfahrungen wurde die

Tochter der Familie am ehesten mit rassistischen Vorfällen konfrontiert, wobei die meisten Erfahrungen auf den sprachlichen und religiösen Differenzen beruhen. Als Gegenmittel und Schutzmechanismus deutet die Tochter auf die Sprachkenntnisse hin, welche in Alltagssituationen eingesetzt werden können.

Vor allem in der zweiten Generation werden Bedenken hinsichtlich der Diskriminierung von MuslimInnen verbalisiert. Für die Zukunft sei die Situation herausfordernd, denn wenn die Diskriminierung zunehme, könne sich das langfristig auf die Lebenssicherheit und -qualität der MigrantInnen auswirken. Diese Bedenken können anhand von zwei spezifischen Situationen aus den Erzählungen verdeutlicht werden. Zum einen trägt die Mutter der Familie auf den Wunsch ihrer Töchter bei der Arbeit kein Kopftuch, da dadurch negativen Äußerungen und Handlungen vorgebeugt werden soll. Zum anderen erzählt die jüngste Enkeltochter der Familie, dass in der Öffentlichkeit auf Deutsch gesprochen werde, um Missverständnissen und negativen Begegnungen vorzubeugen. Hierbei wird erneut die Bedeutung der Sprache in Alltagssituationen ersichtlich, da mit Kenntnissen derselben (Selbst-)Sicherheit einhergeht.

Gesundheit und Altern

Die Themen *Gesundheit* und *Altern* werden ausschließlich in der Gastarbeitergeneration thematisiert, da europäische Gesellschaften durch den Alterungsprozess der Gastarbeitergeneration vor neuen Hürden stehen. Hierbei erwähnen die Personen ihre Vermutung (und auch persönliche Empfindung), im österreichischen Gesundheitssystem benachteiligt zu werden. Aus diesem Grund spielt die Repräsentation im Gesundheitssystem eine besonders wichtige Rolle für sie, da sie sich unter anderem von den jüngeren Generationen mit türkischem Migrationshintergrund besser verstanden und bei ihnen sicherer aufgehoben fühlen (kulturelle Nähe, Religion, geteilte Werte und gemeinsame Sprache).

Entscheidungen und Erwartungen

In Bezug auf die Bildungsaspirationen erwähnt die Tochter der Familie, dass ihre Erwartungen gegenüber ihren Töchtern grenzenlos sind. Ihr Ehemann meint hingegen, seine Erwartungen an die Töchter seien, dass sie ein glückliches Leben führen und zu guten Menschen heranwachsen. Besonders die Eltern wünschen sich, dass die Kinder beiden Ländern von Nutzen sind und zur Entwicklung beider Gesellschaften beitragen.

Die jüngere Enkeltochter fühlt den familiären und gesellschaftlichen Druck zu studieren, da ihre Schwester diesen Weg eingeschlagen hat. Außerdem wünschen sich die Eltern auch, dass sie gute Menschen werden, ihre Kulturen, Sprachen und Werte beibehalten, weitergeben und ausleben können. Die zweite Generation spricht ebenfalls über die Entscheidungsfindung ihrer Kinder und ihren Einfluss bei diesem Prozess. Dabei stellt sich heraus, dass die Personen die Entscheidungen (vor allem Bildungsentscheidungen) ihren Kindern überlassen und lediglich beratend und unterstützend zur Seite stehen. Doch inwieweit ihr Einfluss gehen kann, wird anhand einer Aussage der älteren Enkeltochter sichtbar, wo sie die ‚Freiheit‘ ihrer Entscheidungen entschieden infrage stellt. In der Studie von Hadjar et al. (2014) wurde beispielsweise aufgezeigt, dass die Eltern-Kind-Werteähnlichkeit sich auf das subjektive Wohlbefinden der Kinder auswirkt.

Im Bezug zu den Entscheidungen im Verlauf der Generationen berichtet die erste Generation über ihre Wunschvorstellungen beim Thema Partnerwahl im Leben der Enkelkinder. Dabei thematisieren sie, dass sie Eheschließungen innerhalb derselben Ethnie präferieren. Die jüngere Enkeltochter hat hingegen erzählt, dass eine intraethnische Ehe keine Voraussetzung für sie darstellt, sondern eine gleichreligiöse Partnerschaft für sie wünschenswert sei.

6 Fazit und Ausblick

Im Hinblick auf das Forschungsinteresse standen in dieser Masterarbeit der soziale Aufstieg von MigrantInnen und die damit verbundenen Veränderungen, insbesondere im Bezug zur Familie im Mittelpunkt. Um das spezifische Phänomen der türkisch-österreichischen Migration besser nachvollziehen zu können, wurde es zunächst historisch verortet und in seiner Geschichte näher beschrieben. Dabei war der Migrationsprozess geprägt von Veränderungen, wobei die Familie stets eine tragende Rolle spielte.

Ein fortlaufender Wunsch im Migrationsprozess ist der nach einem Bildungsaufstieg, stark gekoppelt mit hohen Bildungsaspirationen. Der Bildungsaufstieg wird in den Migrantenfamilien als eine Investition in Humankapital angesehen, welche auch mit hohen Kosten verbunden ist (wie zum Beispiel der Entfremdung der Nachfolgenerationen). Der Wunsch nach einem sozialen Aufstieg ist jedoch meist so groß, dass diese Kosten in Kauf genommen und schwerwiegende Folgen riskiert werden. Sowohl in der Theorie als auch im Fallbeispiel wird ein Bildungsaufstieg als Voraussetzung für eine bessere soziale Positionierung gesehen, da das Bildungssystem und der Zugang zum Arbeitsmarkt in Ländern wie Österreich und Deutschland ineinandergreifen. Daher kann sich eine gute (Aus-)Bildung auf weitere Lebensbereiche auswirken und mit einer Akkumulation von Kapital einhergehen. Trotz der hohen Bildungsaspirationen ist der Zugang zum Bildungssystem durch ungleichheitsfördernde Strukturen erschwert, etwa durch einen mangelhaften Informationsfluss.

Neben einer Kumulierung von kulturellem Kapital wirkt sich Bildung auch positiv auf die anderen Kapitalien aus, wiederum vor allem im Hinblick auf die nächsten Generationen. Wird ein sozialer Aufstieg erreicht, kann dieser anschließend zu Veränderungen in den Vorstellungen, Einstellungen und Erwartungen führen, wobei dieser Prozess im Wesentlichen als eine Anpassung an die (Lebens-)Verhältnisse der Aufnahmegesellschaft resp. als generationaler Assimilationsvorgang verstanden werden kann.

Im europäischen Kontext findet die Assimilationstheorie kaum Zuspruch, da hier Diversität, Mehrsprachigkeit, Mehrfachzugehörigkeiten und hybride Identitätskonstruktionen für die Gesellschaftsbilder bestimmend sind. Gelten kann das auch für Familie A., denn neue Konstellationen werden dort nicht per se ausgeschlossen, sondern befürwortet. Generell prägen jedoch

unterschiedliche Einflussfaktoren wie soziale und institutionelle Ungleichheiten, Diskriminierungen, fehlende ökonomische Ressourcen und Identitäts- sowie Zugehörigkeitskonflikte das Leben der (türkischen) MigrantInnen und ihrer Nachkommen.

Abschließend sollen die Ergebnisse nun im Rahmen der Forschungsfragen erörtert werden. Gefragt wurde hier nach den Faktoren, Erfahrungen und Entscheidungen, die im generationalen Verlauf zu einem sozialen Aufstieg führen, sowie nach dem Einfluss dieses Aufstiegs auf die Familienbeziehungen. Auf einige Antworten wurde weiter oben schon hingewiesen. Der Aufbruch in eine ungewisse Zukunft ist ein mutiger Schritt und mit Risiken verbunden. Generell wirkte sich die Entscheidung zur Migration in der ersten Generation tiefgreifend auf das Leben der Folgegenerationen aus, in erster Linie auf das der Kinder, die für eine gewisse Zeit ohne Eltern auskommen mussten, bevor der Nachzug möglich wurde, welcher jedoch ebenfalls ambivalent betrachtet wird.

Vor allem die zweite Generation hatte es ohne familiäre Unterstützung nicht leicht, doch Ausdauer, Fleiß sowie ein unerschütterlicher Wille verhalfen der Mutter zum Abschluss der Handelsschule, was im Vergleich zu den unqualifizierten Arbeiten der Vorgängergeneration als sozialer Aufstieg gewertet werden kann. Nur weil diese Qualitäten auch bei den eigenen Kindern gefördert wurden, war in der Nachfolgegeneration die Absolvierung eines Pharmaziestudiums möglich. Für das jüngste Familienmitglied kann diesbezüglich keine finale Aussage getätigt werden, da der Bildungsweg noch nicht abgeschlossen ist. Zwar wird kein Studium angestrebt, ausgeschlossen wird es aber ebenfalls nicht. Implizit werden die hohen Erwartungen der Familienangehörigen an die jüngere Enkeltochter jedoch von ihr als Belastung empfunden. Sie fühlt sich in ihrer Entscheidungsfreiheit teilweise eingeengt.

Hinsichtlich der Auswirkungen des Aufstiegs auf die intergenerationalen Familienbeziehungen wird daraufhin gedeutet, dass innerhalb der Familie ohnehin keine tiefgreifenden Konflikte bestehen. Die Beziehungen werden überwiegend als gut bewertet, wobei vor allem gegenseitige Unterstützung von Relevanz zu sein scheint. Die zweite Generation dient auch hier als Vermittlungsposition, auch in Bezug auf die familiäre Kommunikation. Durch die Weltoffenheit des Schwiegersohnes, zu großen Teilen ermöglicht durch sein Studium sowie durch seinen Fleiß beim Erlernen der Sprache, wird den Kindern vermittelt, alles schaffen zu können. Er wünscht sich, dass seine Kinder glücklich werden und unterstützt sie dabei. Gleiches kann für die Mutter der Familie gelten. Insofern wirkt sich der soziale Aufstieg positiv auf die Familienbeziehungen aus.

Generell ist auch das Erlernen der Sprache in diesem Kontext wichtig. Werden Äußerungen nicht verstanden, kann das zu Missverständnissen führen. Die GastarbeiterInnen fühlen sich dadurch zum Teil noch immer benachteiligt. Das zeigen die Vorbehalte der Personen hinsichtlich des Gesundheitssystems. Mit zunehmender Integration in der Generationenabfolge geht auch ein besseres Verständnis der Sprache einher. So können unter anderem Vorbehalte abgebaut und Missverständnisse reduziert werden. Wenn Folgegenerationen in solchen Situationen innerfamiliär als ÜbersetzerInnen tätig werden, hilft das den älteren Personen und stärkt zugleich die Familienbeziehungen. Auch hier wirkt sich der soziale Aufstieg also positiv aus.

In Zukunft wäre die weitere Erforschung von generationalen Verläufen wünschenswert, da dadurch das Integrations- und Assimilationsverhalten der MigrantInnen deutlich sichtbar wird. Dies auch deshalb, weil in öffentlichen Diskursen noch immer negative und simplifizierende Darstellungen dominieren. Aufgrund des Umstands, dass im europäischen Raum häufig keine eindeutigen Zugehörigkeiten anzutreffen sind, sollte der Fokus auf der Vielfalt liegen. Migration ist hier schon lange ein Thema und wird die Gesellschaft auch weiterhin beschäftigen. Die Probleme und Hindernisse, mit denen MigrantInnen im Migrationsprozess konfrontiert werden, sind bislang noch nicht erschöpfend erforscht.

Darüber hinaus sollte weiterhin nach Lösungswegen für einen gerechten Zugang der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft gesucht werden. Transparenz wäre in diesem Kontext wichtig. Sie könnte das gegenseitige Verständnis in der Gesellschaft erleichtern und mehr Toleranz ermöglichen.

7 Literaturverzeichnis

- Addendum. 22. 06 2018. Der verpasste Aufstieg der Türken in Österreich.
<https://www.addendum.org/tuerken-in-oesterreich/sozialer-aufstieg/> (Abgerufen: 16. 06 2020).
- Alba, Richard D, Handl, Johann und Müller, Walter. 1998. Ethnic Inequalities in the German School System. In: Peter Schuck und Rainer Münz. *Paths to Inclusion. The Integration of Migrants in the United States and Germany*. New York/Oxford : Berghahn Books.
- Alba, Richard D, Handl, Johann und Müller, Walter. 1994. Ethnische Ungleichheit im deutschen Bildungssystem. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 209–237.
- Apitzsch, Ursula. 2014. Transmission und Wandel in mehrgenerationalen Migrationsfamilien. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ateş. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 195-216.
- Baykara-Krumme, Helen. 2013. Generationenbeziehungen im Alter: Türkische Familien in der Türkei und in Westeuropa. *Zeitschrift für Familienforschung*. Heft 1, 9-28.
- Baykara-Krumme, Helen. 2015. Migrantenfamilien. In: P B Hill und J Kopp. *Handbuch Familiensoziologie*. Wiesbaden : Springer VS, 709-736.
- Becker, Birgit. 2010. *Bildungsaspirationen von Migranten. Determinanten und Umsetzung in Bildungsergebnisse*. Mannheim : Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.
- Behr, Harry H. 2008. Was hat Schule mit Allah zu tun? Anmerkungen zum statistisch erfassten Zusammenhang zwischen Religion und Bildung bei jungen muslimischen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 29 Jahren. In *Bertelsmann Religionsmonitor 2008: Muslimische Religiosität in Deutschland*, Hrsg. Bertelsmann Stiftung, 50–59. Gütersloh : Gütersloher Verlagshaus.
- Billiez, Jacqueline. 1985. La langue comme marqueur d'identité. *Revue Européenne de Migrations Internationales*, 1(2), 95-105.
- Dollmann, Jörg. 2017. Positive choices for all? SES- and gender-specific premia of immigrants at educational transitions. *Research in Social Stratification and Mobility*, 49, 20-31.
- El-Mafaalani, Aladin. 2017. Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. In: Albert Scherr, Aladin El-Mafaalani und Gökçen Yüksel. *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden : Springer VS, 465-478.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen. 2016. *Migration und Familie. Kindheit mit Zuwanderungshintergrund*. Wiesbaden : Springer VS.
- Geisen, Thomas. 2014. "Sie wollen nur das Beste für uns!" Intergenerationale Transmissionsprozesse in Migrationsfamilien mit Trennungserfahrungen von Eltern und

- Kindern. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ateş. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 167-192.
- Genoni, Andreas und Nauck, Bernhard. 2020. Generationenbeziehungen von Migranten. In: P Genkova und A Riecken. *Handbuch Migration und Erfolg*. Wiesbaden : Springer VS, 283-293.
- Gümüşay, Kübra. 2020. *Sprache und Sein*. München : Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, 2020.
- Hadjar, Andreas, et al. 2014. Intergenerationale Werteähnlichkeit, Distanz zu gesellschaftlichen Mainstream-Werten und subjektives Wohlbefinden von MigrantInnen. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ates. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 49-69.
- Hagan, John, MacMillan, Ross und Wheaton, Blair. 1996. New Kid in Town: Social Capital and the Life Course Effects of Family Migration on Children. *American sociological review*. 1996, 61(3), 368-385.
- Han, Petrus. 2010. *Soziologie der Migration : Erklärungsmodelle, Fakten, politische Konsequenzen, Perspektiven ; mit 20 Tabellen und 9 Übersichten*. 3. Stuttgart : Lucius & Lucius.
- Helfferich, Cornelia. 2019. Leitfaden- und Experteninterviews. In: N Baur und J Blasius. *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* . Wiesbaden : Springer VS, 669-686.
- Herburger, Silvia. 2010. ‚Er hat alles vergessen, er hat einfach sein Leben gelebt‘. *Arbeitsmigration und Alter am Beispiel ehemaliger türkischer ‚Gastarbeiter‘ und ‚Gastarbeiterinnen‘*. Diplomarbeit. Wien : Universität Wien.
- Hering, Linda und Jungmann, Robert. 2019. Einzelfallanalyse. In: N Baur und J Blasius. *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden : Springer VS, 619-631.
- Jung, Matthias. 2014. Die Eigenlogik traditionaler Sozialbeziehungen und ihre Folgen für intergenerationale Transmissionsprozesse. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ateş. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 243-260.
- Kallmeyer, Werner und Schütze, Fritz. 1977. Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner. *Gesprächsanalysen*. Hamburg : Buske, 159-274.
- Karadaş, Narin, Neumann, Katherina und Reinemann, Carsten. 2017. Reziproke Effekte Auf Türkische Migranten. Eine Untersuchung Zum Zusammenhang Von Sozialer Identität, Mediennutzung, Medienwahrnehmung Und Medienwirkungen. *Studies in Communication*, 6, 128-159.
- Klein-Ellinghaus, Funda, Ernst, Sinja Alexandra und Makarova, Nataliya. 2015. Wie lassen sich fremdsprachige qualitative Interviews übersetzen? Ein Vergleich von drei Translationsmethoden. *Leibniz Institut für Präventionsforschung und Epidemiologie - BIPS*, 5-15.
- Kristen, Cornelia und Dollmann, Jörg. 2010. Sekundäre Effekte der ethnischen Herkunft: Kinder aus türkischen Familien am ersten Bildungsübergang. In: Birgit Becker und David

- Reimer. *Vom Kindergarten bis zur Hochschule: Die Generierung von ethnischen und sozialen Disparitäten in der Bildungsbiographie*. Wiesbaden : Springer VS, 117-144.
- Küsters, Ivonne. 2009. Narratives Interview. In: N Baur und J Blasius. *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden : Springer VS, 687-693.
- Labov, William und Waletzky, Joshua. 1973. Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Jens Ihwe. *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Frankfurt : Athenäum, 78-126.
- Mayring, Philipp. 2016. *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 6. Auflage. Weinheim und Basel : Beltz Verlag.
- Mayring, Philipp. 2010. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 11 Auflage. Weinheim und Basel : Beltz Verlag.
- Mayring, Philipp. 1997. *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. 6. Auflag. Weinheim : Dt. Studien-Verlag.
- Meier, Stefanie. 28. 11 2014. Qualitative Inhaltsanalyse. <https://blogs.uni-paderborn.de/fips/2014/11/26/qualitative-inhaltsanalyse/> (Abgerufen: 28.12.2020).
- Nauck, Bernhard und Diefenbach, Heike. 1997. Bildungsverhalten als 'strategische Praxis': Ein Modell zur Erklärung der Reproduktion von Humankapital in Migrantenfamilien. In: Ludger Pries. *Transnationale Migration. Sonderband 12 der Sozialen Welt*. Baden-Baden : Momos Verlag.
- Nauck, Bernhard. 2011. "Kulturelles und soziales Kapital als Determinante des Bildungserfolgs bei Migranten?" Integration durch Bildung. In: Rolf Becker. *Integration durch Bildung*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 71-93.
- Ohlendorf, David, Koenig, Matthias und Diehl, Claudia. 2017. Religion und Bildungserfolg im Migrationskontext - Theoretische Argumente, empirische Befunde und offene Fragen . *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 561-591.
- Özer, Hasan. 2010. *Türkische „Gastarbeiter“ in Österreich*. Diplomarbeit. Wien : Universität Wien.
- PISA-Konsortium, Deutsches. 2001. *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*, Opladen.
- UNECE. 2015. *Recommendations for the 2020 Censuses of Population and Housing*. New York und Geneva : United Nations Economic Commission for Europe, Conference of European Statisticians, 136.
- Rosenthal, Gabriele. 2005. *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim und München : Juventa.
- Salikutluk, Zerrin. 2016. Why do immigrant students aim high? Explaining the aspiration-Achievement paradox of immigrants in Germany. *European Sociological Review*, 32(5), 581–592.
- Schittenhelm, Karin. 2017. Mehrsprachigkeit als methodische Herausforderung in transnationalen Forschungskontexten. *Zeitschrift fuer Qualitative Forschung*, 101-115.

- Schnell, Philipp. 2014. Transmission von Partnerpräferenz bei muslimischen Familien in Österreich. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ates. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 113-134.
- Schütze, Fritz. 1983. Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik*, 13, 283-293.
- Statistik Austria. 2015. *Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung*. (Abgerufen: 05.08.2020).
- Steinbach , Anja und Nauck, Bernhard. 2004. Intergenerationale Transmission von kulturellem Kapital in Migrantenfamilien. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, Bd. 7, 1, 20-32.
- Strobel, Bernadette und Kristen, Cornelia. 2015. Erhalt der Herkunftssprache? - Muster des Sprachgebrauchs in Migrantenfamilien. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 18, 125-142.
- Strobel, Bernadette und Seuring, Julian. 2016. Spracherhalt oder Sprachverlagerung? Erstsprachgebrauch und Zweitsprachkompetenzen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 68, 309-339.
- Weigl, Andreas. 2009. *Migration und Integration : eine widersprüchliche Geschichte*. Innsbruck und Wien : Studien Verlag.
- Weiss, Hilde, Schnell, Philipp und Ates, Gülay. 2014. Einleitung: "Wie die Eltern, so die Kinder?" Zur Bedeutung familiärer Transmission im gesellschaftlichen Integrationsprozess. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 7-20.
- Wyssmüller, Chantal und Fibbi, Rosita. 2014. Eine Sprache und ein Pass als Erbe: Mehrsprachigkeit bei Enkelkindern von ImmigrantInnen in der Schweiz. In: Hilde Weiss, Philipp Schnell und Gülay Ates. *Zwischen den Generationen*. Wiesbaden : Springer VS, 23-47.
- Yin, Ropert K. 2009. *Case Study Research : Design and Methods*. 4. Los Angeles, CA : SAGE Publ.